

# LESEPROBE





E

Edward  
Bellamy

Rückblick aus  
dem Jahre 2000

B

Herausgegeben  
und mit einer Einleitung versehen  
von Wolfgang Both

Deutsch von Clara Zetkin

Titel der Originalausgabe:  
*Looking Backward: 2000–1887* (1887)

Bitte beachten Sie die Quellenangaben auf Seite 341

© der Einführung 2013 by Wolfgang Both  
© dieser Ausgabe 2013 by GOLKONDA Verlag GmbH  
Alle Rechte vorbehalten

Redaktion: Hannes Riffel  
Korrektur: Anne-Minou Fengler  
Gestaltung: s.BENeš [www.benswerk.de]  
Satz: Hardy Kettlitz  
Druck: Schaltdienst Lange, Berlin

Golkonda Verlag  
Charlottenstraße 36 | 12683 Berlin  
golkonda@gmx.de | www.golkonda-verlag.de

ISBN: 978-3-944720-10-4

## Inhalt

Der Rückblick aus dem Jahr 2000 – eine Einführung . . . . .	7
<i>Einleitung</i> von Clara Zetkin . . . . .	41
Vorwort des Autors . . . . .	45
<i>Rückblick aus dem Jahre 2000</i> . . . . .	47
Anhang. . . . .	315
Anmerkungen von Julian West . . . . .	317
»Die Parabel vom Wasserbecken«. . . . .	319
William Morris über Edward Bellamy . . . . .	329
Die Schnelligkeit des Weltfortschritts . . . . .	337
Quellenangaben. . . . .	341



## **Der Rückblick aus dem Jahr 2000 – eine Einführung**

Als dieses Buch vor inzwischen 125 Jahren erschien, löste es weltweite Reaktionen aus, in Zeitungsredaktionen wie in Parteizentralen, in Debattierklubs wie in Arbeiterzirkeln. Zahllose Nachahmer und Trittbrettfahrer nahmen sich des Stoffs an, es brachte wütende Gegenreaktionen hervor. Innerhalb von zwei, drei Jahren erschien es in mehr als fünfzehn Sprachen, es war eines der meistverkauften Bücher seiner Zeit. Und es brachte dem Verfasser einen dauerhaften Platz in der Geschichte der utopischen Literatur. Auch heute hat es nichts von seinem Reiz verloren, uns aus einer besseren Zukunft zu berichten.

Bellamys Roman wird hier in der deutschen Übersetzung von Clara Zetkin (1857–1933) vorgelegt. Die Einleitung widmet sich zunächst der Biographie des Autors, um dann kurz die Rezeption des Buches in Deutschland zu beleuchten. Ihr dritter Teil geht der Frage nach, warum Utopien und speziell Bellamys Buch von den Sozialisten so vehement abgelehnt wurden.

### **Edward Bellamy und sein amerikanisches Umfeld**

Edward Bellamy war der Sohn eines US-amerikanischen Baptistenpfarrers. Er wurde am 26. März 1850 in Chicopee Falls (Massachusetts), einer kleineren Industriestadt in der Nähe von Springfield geboren. Die Vorfahren der Bellamys waren nach 1630 aus England eingewandert. Edwards Vater und Großvater waren angesehene Mitglieder der Baptistengemeinde. Sein Vater lebte nicht nur von den Spenden der Gemeindemitglieder, er besaß auch mehrere Immobilien in Chicopee Falls.

Die Lage an den Flüssen Chicopee und Connecticut begründete bereits nach 1810 die industrielle Entwicklung des Ortes, ein Sägewerk und eine Textilfabrik waren die ersten Ansiedlungen am Fluss. Die Umgebung war stark landwirtschaftlich geprägt. Um 1850 lebten in Chicopee etwas über 8.000 Menschen. Während des Bürgerkrieges war Chicopee Falls eine der Waffenschmieden der Unionisten. Man nannte sie das »Arsenal Lincolns«. Zeitweise waren 3.000 Menschen in der Waffenproduktion beschäftigt.

Die Textilindustrie erlebte in dieser Zeit allerdings einen ersten Niedergang, die Zahl der Beschäftigten sank während des Bürgerkrieges auf nur ein Viertel der Vorkriegsstandes. Danach erholte sich Chicopee Falls langsam. Es gab einen starken Zuzug von Iren, dann Franzosen und Polen (von denen sich die protestantischen Yankees abgrenzten). Während die Nachkommen der frühen Einwanderer die Führungspositionen in den Fabriken besetzten, waren die neu Zugezogenen vorrangig gelernte und ungelernte Lohnarbeiter. Mitte der 1880er Jahre war Chicopee eines der Zentren der Baumwollindustrie sowie des Maschinenbaus. Die Stadt zählte inzwischen mehr als 11.000 Einwohner. Die städtische Infrastruktur wuchs nicht im gleichen Maße, sodass sich die hygienischen Verhältnisse deutlich verschlechterten. Die Gesundheitsbehörde sah sich gezwungen einzugreifen. All das waren Lebensverhältnisse, die der junge Edward auch kennenlernte.

Ihm und seinen Brüdern Packer (geboren 1843), Frederick (1847) und Charles (1852) sicherte der christlich-liberale Haushalt seiner Eltern jedoch eine relativ sorgenfreie Jugend und Schulausbildung in der kleinen Industriestadt. Sein Vater Reverend Rufus Bellamy (1816–1886) war Vorstand der Baptistengemeinde in Chicopee. Er heiratete Maria Putnam im Jahr 1839. Edwards Mutter Maria Putnam Bellamy (1816–1892) war eine gebildete Frau, die von ihrem Vater, ebenfalls ein Baptistenpfarrer, eine gediegene humanistische Ausbildung einschließlich Latein und Griechisch erhalten hatte. So zählte eine umfangreiche Bibliothek zum Hausstand der Bellamys. Neben der Glaubenslehre und Gebeten spielten Bildung und Erzie-



hung eine bedeutende Rolle im Leben der Familie. Edwards Eltern waren in Wesen und Erscheinung recht unterschiedlich: Während Rufus Bellamy ein korpulenter, jovialer und liberaler Vorstand seiner Gemeinde war, wird seine Mutter als schlanke, ja zarte Erscheinung beschrieben, die in ihrer Art aber eher orthodox auftrat. Ihre Schwiegertochter beschrieb die Situation später einmal so: Rufus wurde von der Gemeinde verehrt, Maria wurde respektiert.

Edward war ein ernsthafter Junge. Bereits mit zwölf Jahren verfasste er ein eigenes Regelwerk mit 13 Grundsätzen (die sich nicht an den *Zehn Geboten* orientierten). Er vertiefte sich früh in die Werke der Weltliteratur. Diese intellektuelle Bildung zeigte Wirkung, denn Edward wurde einer der Sprecher im Debattierklub seines Lyzeums. Mit 14 Jahren erhielt er die Erwachsenentaufe der Baptisten und wurde so Mitglied in der Gemeinde seines Vaters.

Obwohl er den Bürgerkrieg nicht direkt vor der Haustür erlebte, beeindruckten ihn doch die Biografien von Napoleon oder Admiral Nelson. Einer seiner Vorfahren, Samuel Bellamy, war Seemann und Pirat gewesen. So überlegte er, eine militärische Laufbahn einzuschlagen. Allerdings scheiterte er auf Grund seiner körperlichen Konstitution bereits in der Aufnahmeprüfung an der West Point Academy. Daher begann er 1867 ein Studium am Union College von Schenectady, New York. Während dieser Zeit war er Mitglied in der Alpha Kappa Epsilon Bruderschaft.

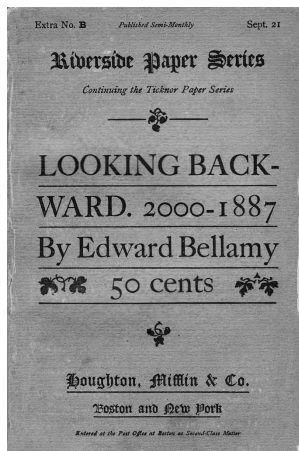
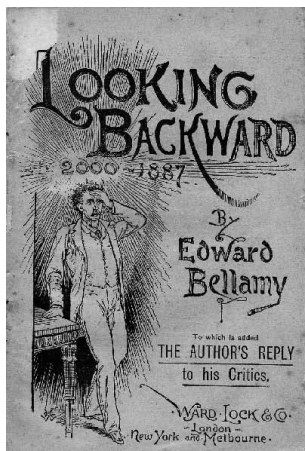
Offenbar fesselten ihn die Lehrinhalte nicht sonderlich, denn auf Drängen seiner Eltern nutzte er das Angebot einer Tante und ging 1868 mit seinem Vetter Francis auf eine Europareise. Neben Frankreich und Österreich hielten sich beide auch länger in Dresden auf. Als er später einmal gefragt wurde, ob er dort auch sozialistisches Gedankengut für sein Buch aufgenommen hätte, antwortete er mit einem Augenzwinkern, dass er *in Deutschland nur Bier konsumiert* habe. Aber bei der Reise durch Europa fiel ihm die offensichtliche Armut und Verelendung der Bevölkerung auf. Dies war ein erster Einblick in soziale Probleme seiner Zeit. Er lernte etwas Deutsch, und die Vettern besuchten verschiedene Lehrveranstaltungen.

Wieder zurück in Amerika studierte Bellamy in Springfield Jura und arbeitete dort in der Anwaltskanzlei Leonard & Wells. Das Studium schloss er 1871 mit großem Erfolg ab. Sein Examen war so gut, das er umgehend ein Angebot der bekannten Kanzlei von M. B. Whitney als Partner erhielt. Er schlug es jedoch aus und ließ sich selbst als Rechtsanwalt in Chicopee nieder. Sein erster Fall war gleich die Exmittierung einer Witwe, die die Miete nicht mehr zahlen konnte. Umgehend gab er seine Profession wieder auf, um nicht als *öffentlicher Bluthund* bekannt zu werden. Sein gespanntes Verhältnis zu diesem Berufsstand findet sich später in vielen Beiträgen wieder.

Zu dieser Zeit war es auch, dass sein fester Glaube ins Wanken geriet. Zum einen quälten ihn Zweifel am calvinistischen Dogma, dass die Mehrheit der menschlichen Seelen zur Hölle verdammt seien. Dies widersprach zutiefst seinem Empfinden, denn er war überzeugt, dass es nicht Gottes Wille sein konnte, dieses Elend und diese Armut auf der Welt zuzulassen.

Zum anderen beeindruckten ihn die neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse seiner Epoche, allen voran die Darwinsche Evolutionstheorie (1859). Auch dies entsprach nicht den kirchlichen Dogmen von der Schöpfungsgeschichte und dem Wirken einer übergeordneten und gestaltenden Macht. Neueste technische Entwicklungen nach der Eisenbahn, die Telegrafie (Morse, 1837), das Telefon (Bell, 1876), die Elektrotechnik (Westinghouse, 1886) verstärkten seinen Eindruck, dass *nichts mehr als Axiom* angesehen werden könne. Es gab offenbar keine endgültigen Wahrheiten mehr. Seine Gedanken dazu fasste er 1873 in dem Essay über eine »Religion der Solidarität« zusammen (postum publiziert).

Nach dem kurzen Zwischenspiel als Anwalt wandte er sich 1871 dem Journalismus zu. Für einige Monate arbeitete er freischaffend in New York für die *NEW YORK POST*. Hier entstand auch sein erster gedruckter Artikel »Woman Suffrage«, der in *GOLDEN AGE* erschien.



Bellamy kehrte im Sommer 1872 jedoch nach Chicopee zurück und nahm eine feste Stelle bei der SPRINGFIELD UNION an. Mehr als fünf Jahre schrieb er nun Leitartikel, Rezensionen, Essays und begann 1873 erste eigene literarische Versuche. Bei einer Wanderung in den Bergen zog er sich 1874 eine schwere Lungenentzündung zu, die seinen Gesundheitszustand nachhaltig schädigte. Seine erste Kurzgeschichte »The Cold Snap« erschien 1875, viele weitere folgten in den nächsten Jahren. Sein schlechter Gesundheitszustand – inzwischen war Tuberkulose diagnostiziert worden – zwang ihn 1877, die Arbeit zu unterbrechen. Offenbar hatte ihn auch die Arbeit in der Redaktion erschöpft. So suchte er zusammen mit seinem Bruder Frederick für einige Zeit Erholung auf den Sandwich-Inseln. Zurückgekehrt versuchte er sich als freischaffender Schriftsteller und veröffentlichte mehrere (heute vergessene) Erzählungen, die auch als Fortsetzungsromane erschienen. Sein erstes Buch *Six to One* wurde 1878 veröffentlicht.

Mit seinem Bruder Charles gründete er 1880 die SPRINGFIELD PENNY NEWS, die sich bald als Tageszeitung (1881) etablierte. Im Jahre 1882 heiratete er Emma Sanderson (1861–1956), die bereits seit 1874 als Mündel bei seinen Eltern lebte. Unmittelbar nach der Hochzeit

erklärte er seinen Austritt aus der Kirchengemeinde – ein konsequenter Schritt und Ausdruck seiner wachsenden Entfremdung vom Glauben seiner Eltern. Zur Abkehr kam wohl der spirituelle Druck vonseiten der Mutter hinzu. Die Ehe von Edward und Emma Bellamy war eine glückliche Verbindung. Ihre Kinder Paul und Marion kamen 1884 und 1886 auf die Welt.

Zu jener Zeit war er bereits ein angesehener Autor, sodass der Schwiegersohn von Nathaniel Hawthorne ihn verschiedenen Herausgebern empfahl.

Die Wirtschaftskrise jener Jahre, der zunehmende Arbeitskampf, die wachsende Not und zuletzt wohl die Ereignisse auf dem Haymarket in Chicago veranlassten ihn ab 1886, sich noch konkreter mit gesellschaftlichen Fragen auseinanderzusetzen. Die sozialen Gegensätze verschärfen sich, Einwanderungswellen brachten billige Arbeitskräfte, Streiks erschütterten die noch junge Wirtschaft. Gleichzeitig entwickelte sich ein ungezügelter Kapitalismus, für den Rockefeller oder Morgan heute noch Synonyme sind. Bellamy suchte nach einer Lebensform, die seine christliche Grundüberzeugung in einer zeitgemäßen Form mit der Möglichkeit einer politischen und ökonomischen Gleichberechtigung aller Bürger in Übereinstimmung bringen konnte. Es sollte ganz im Sinne der ersten Einwanderer eine amerikanisch-patriotische Idee für den gesellschaftlichen Wandel sein. Dies wollte er in Form eines Romans an die Öffentlichkeit bringen.

In seinen ersten Entwürfen war das Jahr 3000 der Fixpunkt. Diese Zeit lag seines Erachtens genügend weit in der Zukunft, um *Konflikte mit den harten Fakten des Hier und Jetzt* zu vermeiden, wie er in seinem Artikel »How I came to Write Looking Backward«<sup>1</sup> (1889) darstellte. So sollte der Gesellschaftsentwurf auch gleich die ganze Welt umfassen. Die USA wären lediglich eine Provinz in der großen Weltnation mit Bern als Welthauptstadt. Dort sollte die erste Szene mit der Parade zum Musterungstag spielen. Als Handlungsort in

---

1 Edward Bellamy in THE NATIONALIST, Mai 1889.

Nordamerika war übrigens Asheville, North Carolina, ausgewählt, und noch nicht Boston wie in der endgültigen Fassung.

Während die Einführungsszene leider der Umgestaltung des Romans zum Opfer fiel, spielt der Dienst an der Gemeinschaft analog zum Wehrdienst eine wachsende Rolle. Eine moderne industrielle Armee mit Arbeitspflicht für alle Mitglieder der Gesellschaft je nach Leistungsvermögen war seine Vision. Im Hintergrund eine Planwirtschaft, die die Produktion dem Verbrauch anpasst, ohne individuelle Wünsche zu unterdrücken. Der Weg dorthin sollte über eine Nationalisierung (Verstaatlichung) aller Produktionsmittel, des Finanzwesens und der Infrastrukturen laufen. Keine Revolution erschüttert Amerika, sondern die Nation wandelt sich in einem nationalen und patriotischen Akt (siehe Seite 249: Erst als diese Erkenntnis immer größere Kreise der ganzen Nation ergriff, eröffnete sich der Ausblick auf die Verwirklichung der sozialen Umgestaltung. Damals bildete sich die Nationalistenpartei, die die Neuordnung der Dinge auf politischem Wege durchführte.).

Nach einigen Entwürfen floss ihm die Geschichte scheinbar mühelos aus der Feder, er schrieb zeitweise Tag und Nacht an dem Buch. Die Handlung reduzierte er auf Nordamerika, genau genommen auf die Wohnung der Familie Leete in Boston. Um die Geschichte doch nicht zu weit in die Zukunft zu verlegen, wurde nun das Jahr 2000 der Fixpunkt.

Dieser Perspektivenwechsel hatte weitreichende Folgen für die Rezeption des Romans: War die Öffentlichkeit eigentlich auf den Jahrhundertwechsel fixiert, so bot das Millennium nun eine neue, spannende Zielmarke. Zahlreiche Autoren sprangen in den Folgejahren auf diese Anregung auf. So nannte Upton Sinclair seine Utopie *The Millennium – A Comedy of the Year 2000* (1907/24). Bei Jack London klingt die Zukunft nur in den Fußnoten des Berichts über die *Eiserne Ferse* (1907) an. Im Roman *Die lebende Mumie* (1929) von Max Winter schläft der Protagonist wie bei Bellamy bis ins 21. Jahrhundert, um in einer kommunistischen Welt wieder aufzuwachen. Peter Norelli nennt seine Utopie *Utop 2000* (1936). Mack Reynolds

lässt den *Rückblick* sowie *Gleichheit* in Neufassungen (1973 bzw. 1977) wieder aufleben, wobei dem Protagonisten nur noch 30 Jahre bis zum Neubeginn bleiben. In weiteren Romanen nimmt er den Jahrtausendwechsel zum Fixpunkt alternativer Gesellschaftsentwürfe. Zahlreiche Utopien folgten also dem Muster Bellamys.<sup>2</sup> Im Feuilleton wie in der Werbung (z. B. in Zigaretten- und Schokoladen-Werbebildserien) spielte das Jahr 2000 eine prägende Rolle. Herbert George Wells erfand 1895 dazu noch die Zeitmaschine, mit der man sich ungehindert zwischen den Jahrhunderten bewegen konnte. Diese Zeitmaschine nutzte Franz Oppenheimer in seinem Roman *Sprung über ein Jahrhundert* (1934), um im Jahr 2032 zu landen.

Mitte 1887 konnte Bellamy das Buch fertigstellen, und *Looking Backward* erschien im Januar 1888. Zuerst war ihm kein Erfolg beschieden, die Aufmachung des Verlegers Benjamin Ticknor soll miserabel gewesen sein. Erst eine Neuauflage in anderer Gestaltung und die Aufmerksamkeit im Feuilleton waren die Basis für einen überwältigenden und anhaltenden Erfolg. Ständig mussten Nachauflagen gedruckt werden. Offenbar hatte Bellamy mit seinem Bild von der Zukunft den Nerv der Zeit getroffen. In zwei Jahren wurden mehr als 400.000 Exemplare verkauft, und in kurzer Zeit erschienen in zahlreichen Ländern Übersetzungen seines Romans. Allein in Deutschland kursierten 1889/90 sechs verschiedene Fassungen des *Rückblick*.

Stärkster Gegenspieler wurde der englische Sozialist William Morris. In seiner Rezension Anfang 1889 (siehe Anhang S. 327) geißelte er den *Staatsozialismus* und die *Maschinenwelt* in Bellamys Gesellschaftsentwurf. 1890 stellte er ihm seine *News from Nowhere* entgegen. Statt urbaner, maschinengesteuerter Lebenswelt mit Arbeitspflicht entwarf er das Bild einer ländlichen Idylle, in der sich jeder nach seinen Interessen entfalten konnte.

Bei Bellamy ist die Traumsequenz am Ende seines Romans der albtraumhafte Rückblick in eine schreckliche Vergangenheit, um

---

2 Vgl. Wolfgang Both, *Rote Blaupausen – eine kurze Geschichte der sozialistischen Utopien* (Berlin: Shayol, 2008).

die gewonnene Überzeugung seines Protagonisten glaubhaft werden zu lassen. Voller Grausen flieht Julian West diese Zeit und wacht schweißgebadet im Jahr 2000 auf. Von Dankbarkeit erfüllt findet er sich im perfekten Zukunftsstaat wieder. Er ist in der neuen Zeit angekommen und möchte nicht mehr zurück. Dramatischer kann ein Rückblick nicht sein.

Anders geht William Morris mit dem Ausflug in die Zukunft um – er lässt das Ganze am Ende als Traum platzen. Nicht nur, dass William Guest der neuen Welt/Zeit nicht würdig ist – die Zukunft muss erst noch erkämpft werden. Sein Protagonist trägt nicht umsonst den abgewandelten Namen von Bellamys Hauptfigur: Er war nur zu Gast in der Zukunft.

Während Bellamy in der industriellen Entwicklung seiner Zeit den Fortschritt erkennt, der bei gleicher Verteilung des Reichtums den Bedarf einer wachsenden (Stadt-)Bevölkerung decken kann, lehnt Morris diese Aussicht ab, ist aber wohl kaum in der Lage, mittels Manufakturwesen die Versorgung zu sichern.

Der Sozialist Morris sah in der unkritischen Rezeption von Bellamys *Rückblick* zwei Gefahren: Für die einen mag das Buch einen befriedigenden Blick in die Zukunft bieten, wenn man ihm mit all seinen Fehlern und Trugschlüssen bedingungslos folgt. Für junge Sozialisten aber ist das Buch eher Irritation: *Wenn das Sozialismus ist, dann wollen wir seinen Durchbruch nicht unterstützen, da er keine Hoffnung für uns bereithält.*

Entgegen seinem Naturell musste Bellamy nun in die Öffentlichkeit, wurde zu Vorträgen und Publikationen eingeladen und hatte auf die Vorhaltungen seiner Kritiker und Gegner zu reagieren. Spontan bildeten sich im ganzen Land »Bellamy-Clubs«, die seine Ideen nicht nur diskutieren, sondern auch umsetzen wollten. Den ersten gründete sein Vetter Francis 1888 in Boston. Auf seine Bitte hin wurden Sie dann in »Nationalist Clubs« umbenannt. Man etablierte 1888 mit THE NATIONALIST MONTHLY ein eigenes Organ zur Diskussion, benannt nach Bellamys Idee der Nationalisierung von Großunternehmen.

Bellamy vermied bewusst den Begriff »Sozialisierung«. Bei ihm hieß es Nationalisierung, Verstaatlichung. Bereits 1874 hatte er in einer Rezension seine Sicht auf die Begriffe und Inhalte von Sozialismus und Kommunismus dargelegt: *Die Worte »Sozialist« und »Kommunist« klingen in amerikanischen Ohren unangenehm, sie werden allgemein mit atheistischem oder Aberglauben in Verbindung gebracht sowie mit abnormalen sexuellen Beziehungen. Dieses Vorurteil ist weitgehend falsch, hat aber so etwas wie ein allgemeines Verständnis über das Wesen und die Ergebnisse der kommunistischen Experimente im Land verhindert. Diese Gesellschaften haben nicht mehr als zweiundsiebzig Gemeinden.*<sup>3</sup>

In einem Brief an seinen Freund und Unterstützer William D. Howells vom 17. Juni 1888 wiederholte er, dass man mit dem Begriff »Sozialismus« in Amerika vorsichtig umgehen müsse, zu viele Assoziationen seien mit ihm verbunden. Zwar mag der Eindruck entstanden sein, dass er die Sozialisten ausgrenzen wolle. Aber er habe »Sozialismus« *ohnehin nie gut vertragen*. Zuerst einmal sei es *in Amerika ein Fremdwort, von außen hereingetragen mit all seinen Inhalten*. Für den durchschnittlichen Amerikaner riecht das nach *Petroleum, es schwenkt die rote Fahne und wird mit neuen sexuellen Verhaltensweisen in Verbindung gebracht*. In einem *beleidigenden Ton werden Religion und Gott behandelt, die zumindest in unseren Kreisen Respekt verdienen*. ... *Wie auch immer deutsche oder französische Reformer sich bezeichnen mögen, in Amerika wird keine Partei erfolgreich sein, die die Bezeichnung »sozialistisch« im Namen führt*. Um hier erfolgreich zu sein, *muss man zutiefst amerikanisch und patriotisch in Geist und Programm sein*.<sup>4</sup>

Während Parteiprogramme nach vorn schauen, hatte Bellamy dank seines literarischen Kniffs das Privileg zurückzuschauen, auf

3 Edward Bellamy in einer Besprechung von: Charles Nordhoff, *The Communist Societies in the United States* (1874) in der *SPRINGFIELD UNION* vom 31. Dezember 1874 [A. d. Ü.]

4 Zitiert nach Arthur Eustace Morgan, *Edward Bellamy* (Columbia University Press: New York, 1944) [A. d. Ü.].



Vergangenes, Untergegangenes. Nur sein Protagonist Julian West erinnert sich genau, wie es vor über 100 Jahren war. Und er ist die Person, die das Erreichte an seiner Erinnerung messen kann. Das war nicht die Hoffnung auf ein Paradies, das war der Bericht aus dem Paradies.

Dies macht einen weiteren Kniff Bellamys deutlich: Indem er mit Julian West den Prototypen eines reichen, verwöhnten, gelangweilten jungen Mannes der Oberschicht in die Zukunft schickte, konfrontierte er ihn mit dem Schicksal seiner eigenen Klasse. Sie erfährt die größten Veränderungen in dieser sozialen Umwälzung, verliert ihre Positionen und die soziale Stellung, ihre materiellen Werte und Heiligtümer, ihr Selbstwertgefühl und ihr soziales Bezugssystem. Wenn es gelingt, diese Person von dem neuen System zu überzeugen, wenn Julian West in der neuen Zeit nicht nur aufgenommen wird, sondern selbst ankommt, dann ist der Damm gebrochen, dann hat die Idee auch den Letzten erfasst. Mit der Albtraumsequenz am Schluss des Buches scheint dies belegt.

Das war durchaus ein Prüfstein in der gesamten literarischen Arbeit Bellamys: Geling es ihm, eine Idee, ein Thema in eine überzeugende literarische Fassung zu bringen, sei es eine Kolumne, eine Kurzgeschichte oder ein Roman? Wird die Logik der Geschichte kritisch betrachtet, nicht aber die philosophische Idee dahinter, so lässt sich auch eine abwegige Idee in eine Geschichte fassen.

Nun war es nicht so, dass er die Kraft des Proletariats nicht erkannte, die Arbeiterklasse war einfach nicht seine Zielgruppe. Sie musste er nicht erst von ihrer Lage und geschichtlichen Rolle überzeugen. Auch wenn er in seinem Roman den Arbeiterparteien und Gewerkschaften die Kraft zur gesellschaftlichen Umgestaltung absprach (Seite 249: die Arbeiterparteien als solche hätten nie etwas Großes und Dauerndes schaffen können. Als bloße Klassenparteien fußten sie auf zu schmaler Basis, als dass ihre Ziele allgemeine nationale Bedeutung erlangt hätten.). In seinem Brief an den BOSTON TRANSCRIPT über die »Geschwindigkeit des Weltfortschritts« (siehe Seite 335)

sagte er eindeutig, dass *die Arbeiter der ganzen Welt in einer Art weltumspannender Erhebung begriffen sind*. Bellamy erkannte die Kraft der proletarischen Bewegung, auch wenn sie in Amerika noch nicht so ausgeprägt war wie in Europa. Der Sozialist und Schneidergeselle Wilhelm Weitling kam 1847 in die USA. Durch ihn und andere Emigranten wurde sozialistisches Gedankengut auch persönlich nach Nordamerika exportiert. Kommunistische Musterkolonien von Carbet und Owen stellen einen anderen Zweig äußerer Einflüsse dar. Der Bürgerkrieg (1861–1866) unterbrach die wirtschaftliche Entwicklung und die weitere Eroberung des Landes bis zur Westküste. Nach dem Sieg der Nordallianz fasste der Aufschwung wieder Tritt. Mit den »Rittern der Arbeit« (*Knights of Labor*) entstand 1869 folgerichtig eine erste Arbeiterassoziation. Mehr als zehn Jahre wirkte sie als Geheimbund. Gegründet von Schneidern, öffnete sie sich 1881 für alle Lohnarbeiter und nahm nach 1883 auch Farbige in ihre Reihen auf. Sie organisierte erfolgreiche Streiks, wie die großen Eisenbahnerstreiks von 1884 und 1885. Auch am Generalstreik von 1886 in Chicago waren die »Ritter der Arbeit« beteiligt. Im Verlauf einer Massendemonstration kam es dort auf dem Haymarket Square zu einer (bis heute ungeklärten) Bombenexplosion. Kommunisten, Anarchisten und Gewerkschaftler wurden der Urheberenschaft beschuldigt. Es folgte eine Verhaftungswelle, zahlreiche Emigranten waren unter den Gefangenen. Im nächsten Jahr wurden sieben angebliche Anführer hingerichtet, und die anhaltenden staatlichen Repressionen drängten die Arbeiterbewegung zurück.<sup>5</sup> Anarchistische Tendenzen gewannen die Oberhand, Gewerkschaften wandelten sich in typische Berufsverbände. Bereits 1886 hatte sich eine politische Bewegung formiert, aus der die Socialist Labor Party entstehen sollte. Wichtig ist in diesem Zusammenhang der Kampf der amerikanischen Arbeiter um den 8-Stunden-Tag. Eine Gewerkschaft hatte 1888 den 1. Mai in Erinnerung an den Haymarket-Vorfall zum Kampftag für die Verbesserung der Arbeitsbedingungen ausgerufen.

---

5 Jack London setzte dem in der *Eisernen Ferse* ein literarisches Denkmal.

Bellamy reagierte 1891 auf die sich formierende politische Bewegung mit der Gründung einer eigenen Zeitung, *THE NEW NATION*, in der er seine Thesen für einen nationalisierten Besitz erläuterte und weiterentwickelte. Er stellte seine schriftstellerische Tätigkeit ein und widmete sich ganz der Bewegung. Hier kam er auch mit Charlotte Perkins Gilman in Kontakt, einer Frauenrechtlerin und Soziologin, die Beiträge, insbesondere Gedichte, für die Zeitung lieferte und für die Nationalist Party tätig war. Sie ist heute durch ihre feministische Utopie *Herland* (1915) bekannt.

Zu dieser Zeit gab es bereits mehr als 160 »Nationalist Clubs« in den USA. Bellamy suchte als Agitator und Kommunikator die Verbindung zu anderen Reformern, zu Gewerkschaften und Parteien. Seine Nationalist Party ging mit der Populist Party zusammen, in der Ignatius Donnelly (*Cäsars Säule*, 1890)<sup>6</sup> seit 1891 eine führende Rolle innehatte. Sie war aus der Farmers' Alliance, einer Bewegung der ausgebeuteten Bauern und Landarbeiter, hervorgegangen. Bei den Wahlen von 1892 hatte das Bündnis mit etwas mehr als 8% der Stimmen seinen größten Erfolg. Aber bereits 1894 verebbte die Bewegung, die »Nationalist Clubs« lösten sich teilweise wieder auf, und Bellamy stellte seine Zeitung ein. Aus den Debattierklubs formierte sich keine nachhaltige politische Bewegung. Ähnlich den Musterkolonien blieben sie landesweit verstreute Inseln.

Auch aufgrund seines Gesundheitszustandes zog Bellamy sich aus der Politik zurück und versuchte, seine gewonnenen Überzeugungen in einem weiteren Buch niederzulegen. Gleichzeitig war es eine Antwort auf seine Kritiker von Henry George bis William Morris. Entgegen ärztlichem Rat arbeitete er ab 1893 zäh an der Fortsetzung des *Rückblick. Equality*, dessen Titel programmatisch sein immer noch stark christlich und nicht marxistisch geprägtes Ziel ausdrückte, erschien 1897. Entgegen seiner Erwartung wurde es aber nicht positiv aufgenommen. Der Zenit war einfach überschritten, die nachgeschobenen Erläuterungen wollte nie-

---

6 Im Unterschied zum *Rückblick* ist *Cäsars Säule* eine blutige Revolutionsutopie.

mand mehr lesen. Beispielhaft ist aus dem Fortsetzungsroman die *Parabel vom Wasserbecken* in diese Ausgabe aufgenommen worden (siehe S. 317). Sie soll von seinen Erlebnissen beim Bau der Wasserversorgung in Chicopee geprägt sein. Neben der »Parabel von der Kutsche« (siehe S. 49) sind beide ein bildstarker Ausdruck seiner Kapitalismuskritik. Gleichzeitig zeigen sie seine aus christlicher Argumentation heraus geprägte Erzählweise.

Aus Gesundheitsgründen zog Bellamy mit seiner Familie kurzzeitig nach Denver, kehrte aber Anfang 1898 nach Chicopee zurück. Hier starb er am 22. Mai im Alter von nur 48 Jahren an Lungentuberkulose.

## Vorwort des Autors

*Historische Sektion der Shawmut-Universität zu Boston  
am 28. Dezember 2000*

Uns, die wir im letzten Jahre des 20. Jahrhunderts leben, fällt ohne Zweifel die Vorstellung schwer, dass die gegenwärtige, so vollkommene Gesellschaftsordnung weniger als hundert Jahre alt ist. Es sei denn, wir hätten tiefgründige geschichtliche Studien getrieben. Wir erfreuen uns nämlich der Segnungen einer sozialen Ordnung, die ebenso einfach wie logisch ist, sodass sie als Triumph des gesunden Menschenverstandes nur selbstverständlich erscheint. Keine historische Tatsache steht jedoch unumstößlicher fest als diese: Fast bis zum Ende des 19. Jahrhunderts wurde allgemein geglaubt, die alte wirtschaftliche Ordnung mit all ihren schrecklichen sozialen Folgen müsse bis ans Ende der Tage bestehen. Höchstens könne sie durch ein bisschen Stück- und Flickwerk verbessert werden. Wie seltsam und beinahe unglaublich scheint es, dass sich in einem so kurzen Zeitraum solch wunderbare materielle und moralische Umgestaltung hat vollziehen können wie jene, die seitdem stattgefunden hat. Es könnte nicht treffender illustriert werden, wie leicht sich die Menschen an Verbesserungen ihrer Lage als an etwas ganz Selbstverständliches gewöhnen, obendrein an Verbesserungen, die schon nichts mehr zu wünschen übrig zu lassen schienen, als sie zum ersten Mal ausgedacht und formuliert wurden. Diese Betrachtung ist wie keine andere geeignet, die Begeisterung von Weltverbessern zu mäßigen, die auf die lebhafteste Dankbarkeit künftiger Geschlechter zählen!

Das vorliegende Buch ist für Leser bestimmt, die wohl eine klare Vorstellung von den sozialen Unterschieden zwischen dem 19. und 20. Jahrhundert erlangen möchten, aber vor der trockenen Darstel-

lung der Geschichtsbücher darüber zurückschrecken. Der Verfasser ist durch seine Erfahrungen als Lehrer gewitzigt worden. Sie haben ihm gezeigt, dass das Studieren leicht für ermüdend gilt. Er hat sich daher bemüht, den belehrenden Charakter seines Buches dadurch anziehender zu gestalten, dass er dieses in die Form eines Romans gebracht hat. Ein solcher, so hofft er, wird schon an sich nicht jeden Interesses ermangeln.

Der Leser mag hin und wieder Doktor Leetes Erklärungen der modernen sozialen Verhältnisse, seine Auseinandersetzungen über die ihnen zugrunde liegenden Prinzipien für recht alltäglich halten: Ihm selbst erscheinen sie ja als die reinste Selbstverständlichkeit. Allein er darf zweierlei nicht vergessen. Erstens, dass sie für Doktor Leetes Gast ganz und gar nicht selbstverständlich waren. Zweitens, dass es der ausdrückliche Zweck dieses Buches ist, den Leser vergessen zu machen, wie selbstverständlich die neue soziale Ordnung für ihn ist. Noch ein Wort. Beinahe alle Schriftsteller und Redner, die die Wende um das Jahr 2000 feierten, haben von der Zukunft und nicht von der Vergangenheit gesprochen; nicht von dem Fortschritt, der bereits verwirklicht worden, sondern von dem Fortschritt, der noch zu verwirklichen ist, immer vorwärts und aufwärts, bis das Menschengeschlecht seine unsagbar hohe Bestimmung erreicht hat. Das ist gut, sehr gut. Doch ist eine andere Erwägung nicht minder berechtigt. Nirgends können wir festeren Boden für kühne Prophezeiungen über die menschliche Entwicklung in den nächsten tausend Jahren finden, als wenn wir einen »Rückblick« auf den Fortschritt werfen, den die letzten hundert Jahre bedeuten.

Möchte dieses Buch so glücklich sein, Leser zu finden, die aus Interesse an der Sache die Mängel der Darstellung übersehen. Mit diesem Wunsche tritt der Verfasser beiseite und lässt Herrn Julian West selbst sprechen.

## 1. KAPITEL

**Der Kapitalismus der Vergangenheit**

Ich erblickte das Licht der Welt zu Boston im Jahre 1857. »Was«, fragt der Leser, »1857? Das ist ein drolliger Irrtum. Der Herr meint natürlich 1957.« Ich bitte um Entschuldigung, aber es ist kein Irrtum. Es war gegen vier Uhr nachmittags, am 26. Dezember, einen Tag nach Weihnachten im Jahre 1857 und nicht 1957, als ich zum ersten Mal Bostons Ostwind atmete. Und wie ich dem Leser versichern kann, blies er in jenen vergangenen Tagen ebenso durchdringend wie im gegenwärtigen Jahre des Heils 2000.

Diese Behauptungen werden im ersten Augenblick und besonders dann wunderlich erscheinen, wenn ich hinzufüge, dass ich dem Äußeren nach ein junger Mann von ungefähr dreißig Jahren bin. Niemand könnte es darum versagt werden, wenn er kein Wort weiter von einem Buche lesen will, das bloß seine Leichtgläubigkeit hinter das Licht zu führen scheint. Nichtsdestoweniger versichere ich dem Leser im vollen Ernst, dass ich ihm durchaus nichts vorzuphantasieren gedenke, und ich will versuchen, ihn vollständig davon zu überzeugen, wenn er nur die Geduld behält, noch wenigen Seiten meiner Erzählung seine Aufmerksamkeit zu schenken. Der Leser gestatte mir, meine Behauptung zu rechtfertigen, dass ich besser weiß als er, wann ich geboren bin. Tut er das, und lässt er mein Versprechen gelten, so will ich meine Erzählung fortsetzen. Jeder Schulknabe weiß, dass am Ende des 19. Jahrhunderts keine Zivilisation existierte, die der heutigen zu vergleichen gewesen wäre. Gewiss waren bereits die Elemente in Fluss, die unsere heutige soziale Ordnung entwickeln sollten. Nichts war jedoch geschehen, um die seit undenklichen Zeiten bestehende Spaltung der Gesellschaft in vier Klassen abzuschaffen, die viel treffender als

vier Nationen bezeichnet werden könnten, denn die Unterschiede zwischen ihnen waren bei Weitem größer als diejenigen, die unsere heutigen Nationen voneinander scheiden. Ich meine die Spaltung in Reiche und Arme, Gebildete und Ungebildete. Ich selbst war reich und obendrein gebildet und besaß folglich alle Vorbedingungen für das Glück, dessen sich die Schoßkinder des Geschicks in jener Zeit erfreuten. Ich lebte in Luxus und kümmerte mich nur um die Vergnügungen und Annehmlichkeiten des Lebens. Die Arbeit anderer gab mir die Mittel für meinen Unterhalt, ohne dass ich die geringste nützliche Tätigkeit dafür verrichtete. Meine Eltern und Großeltern hatten in derselben Weise gelebt, und ich nahm an, dass sich meine etwaigen Nachkommen einer ähnlichen Existenz erfreuen würden.

»Aber wie konnte ich leben, ohne für die Welt irgendetwas Nützliches zu leisten?«, wird der Leser fragen. »Warum sollte die Gesellschaft jemanden als Müßiggänger erhalten, der ganz gut nützliche Arbeit für sie leisten konnte?« Die Antwort lautet, dass mein Urgroßvater eine Geldsumme aufgespeichert hatte, von der seine Nachkommen von da an lebten. Der Leser wird natürlich folgern, dass diese Summe sehr groß gewesen sein müsse. Andernfalls wäre sie doch durch die Unterhaltskosten von drei nichtstuenden Generationen aufgezehrt worden. Das war jedoch nicht der Fall. Die Summe war ursprünglich durchaus nicht groß gewesen. Umgekehrt: Nachdem sie drei Geschlechter in Müßiggang erhalten hatte, war sie viel größer geworden, als sie anfangs gewesen war. Das Geheimnis dieses Gebrauchs ohne Verbrauch, dieser Wärme ohne Verbrennung erscheint fast wie Zauberei. Es erklärt sich jedoch durch die findige Anwendung einer Kunst, die zum Glück gegenwärtig verloren gegangen ist, in der aber unsere Vorfahren eine hohe Meisterschaft erreicht hatten. Ich meine nämlich die Kunst, die Last des eigenen Unterhaltes den Schultern anderer aufzubürden. Wer es so weit gebracht hatte – und es so weit zu bringen, war das Ziel, nach dem alle strebten –, von dem hieß es, dass er von den Zinsen seines Kapitals lebe. Es würde uns zu lange aufhalten,



wollten wir hier auseinandersetzen, auf welche Weise die alte Wirtschaftsordnung solches möglich machte. So viel sei nur bemerkt, dass die Zinsen des Kapitals eine Art ständiger Steuern waren, die der Geldbesitzer von der Produktion der werktätigen Arbeiter erheben konnte. Diese Einrichtung erscheint unseren modernen Anschauungen ganz unnatürlich und unvernünftig. Man würde sich auch sehr in der Annahme täuschen, dass sie von unseren Vorfahren nie einer Kritik unterzogen worden wäre. Im Gegenteil! Von den ältesten Zeiten an hatten Gesetzgeber und Propheten danach getrachtet, den Zins abzuschaffen oder ihn wenigstens auf den niedrigsten Fuß herabzudrücken. Alle derartigen Bestrebungen waren jedoch gescheitert und hatten notwendigerweise scheitern müssen, solange die alte Gesellschaftsordnung weiterbestand. Zurzeit, von der ich schreibe, nämlich zu Ende des 19. Jahrhunderts, hatten im Allgemeinen die Regierungen den Versuch aufgegeben, die Sache überhaupt regeln zu wollen.

Besser als lange Darlegungen gibt ein Vergleich dem Leser eine allgemeine Vorstellung davon, wie die Menschen in jenen Tagen zusammenlebten, und wie insbesondere die sozialen Beziehungen zwischen Armen und Reichen waren. Die damalige Gesellschaft glich einer riesigen Kutsche, vor die die große Masse gespannt war, und die von dieser auf einer holperigen und staubigen Straße mühsam vorwärtsgeschleppt wurde. Der Hunger war Kutscher, und er duldete kein Verschnaufen. Aber trotzdem ging es nur sehr langsam vorwärts. Obwohl es so hart war, auf dem beschwerlichen Wege den Wagen fortzuschleppen, war dieser doch mit Passagieren besetzt, die niemals abstiegen, mochte die Straße noch so steil ansteigen. Die Sitze auf dem Wagen waren sehr luftig und bequem. Unbelästigt durch den Staub konnten ihre Inhaber sich mit Muße an der Landschaft ergötzen oder kritische Bemerkungen über das Verdienst des sich abquälenden Vorspanns austauschen. Natürlich waren die Sitzplätze sehr begehrt, und beim Wettbewerb um sie ging es heiß her. Jeder hielt es für das Hauptziel seines Lebens, sich selbst einen Sitzplatz in der Kutsche zu sichern und ihn später sei-

nen Kindern zu hinterlassen. Nach dem Wagenreglement konnte jeder Passagier seinen Platz überlassen, wem er wollte; andererseits gab es jedoch viele Zufälle, durch die ein Sitz ganz und gar verloren gehen konnte. Denn diese Plätze waren ebenso unsicher wie angenehm. Bei jedem plötzlichen Stoß der Kutsche wurden Personen aus ihr herausgeschleudert und stürzten zu Boden. Einmal gefallen, waren sie sofort gezwungen, im Geschirr zu gehen und das Fuhrwerk vorwärtsschleppen zu helfen, in dem sie wenige Minuten früher so angenehm dahinkutschiert waren. Selbstverständlich galt es für ein entsetzliches Unglück, wenn jemand seinen Sitz verlor. Wie eine stets dräuende Wolke beschattete die Befürchtung das Glück der Fahrenden, dass sie oder die Ihrigen aus der Kutsche geschleudert werden könnten.

»Aber«, wird der Leser fragen, »dachten die Fahrenden denn nur an sich? Wurde ihnen ihr Luxus nicht unerträglich, wenn sie ihn mit dem Lose ihrer an den Wagen gespannten Brüder und Schwestern verglichen; wenn sie sich sagen mussten, dass ihr eigenes Gewicht deren Mühsal vergrößerte? Empfanden sie kein Mitleid für Mitgeschöpfe, von denen sie nur ein Glückszufall unterschied?« O gewiss! Die Fahrenden gaben öfters ihrem Mitleid für die Ziehenden Ausdruck. Namentlich dann, wenn das Fuhrwerk an eine schlechte Stelle der Straße oder an einen besonders steilen Hügel kam, und das geschah ja immer wieder. Es war ein entsetzlicher Anblick, den dann die verzweifelten Anstrengungen des Vorspanns boten, das krampfhaftes Vorwärtsdrängen und Zurücksinken der Ziehenden, die vom Hunger erbarmungslos vorwärtsgepeitscht wurden, mochten auch Unzählige zusammenbrechen und in den Kot getreten werden. Und dieser Anblick verfehlte nicht, oft sehr edle Gefühlsausbrüche der Fahrenden hervorzulocken.

Zu solchen Zeiten riefen die einen den sich keuchend Mühen- den des Vorspanns ermutigende Worte zu, ermahnten sie zur Geduld und Ausdauer und vertrösteten sie auf das Jenseits, wo ewige Freuden sie für ihr hartes Schicksal im Diesseits entschädigen sollten. Andere wieder sammelten, um Salben und Tränk-

lein für die Verletzten und Krüppel zu kaufen. Man hielt es dann übereinstimmend für höchst bedauerlich, dass der Wagen gar so schwer zu ziehen sei, und fühlte sich allgemein erleichtert, wenn die besonders schlechte Wegstelle vorüber war. Dieses Gefühl der Erleichterung war allerdings nicht bloß auf Rechnung des Mitleids mit den Ziehenden zu setzen. Vielmehr brachten die bösen Stellen auch immer etwas Gefahr für die Fahrenden mit sich. Die Kutsche kam dort oft so stark ins Schwanken, dass sie ganz umzustürzen drohte, die Fahrenden mussten dann befürchten, von ihren Sitzen herabgeschleudert zu werden. Der Wahrheit gemäß muss ich zugestehen, dass der Anblick des Elends der Ziehenden, die sich am Seil abquälten, nur eine Hauptwirkung hatte: Er erhöhte in den Augen der Fahrenden den Wert ihrer Sitzplätze auf dem Wagen, und sie klammerten sich daher noch krampfhafter an sie fest. Wenn die Fahrenden nur sicher gewesen wären, dass weder sie noch die Ihrigen jemals vom Wagen fallen würden! Sie hätten sich dann wahrscheinlich darauf beschränkt, zu den Sammlungen für Salben und Verbandszeug beizusteuern, ohne sich weiter im Geringsten um die Leute zu kümmern, die den Wagen schleppten.

Ich weiß wohl, dass dieses ihr Verhalten den Männern und Frauen des 20. Jahrhunderts als eine unglaubliche Unmenschlichkeit erscheinen muss. Allein zwei höchst merkwürdige Tatsachen erklären es zum Teil. Erstens glaubte man in jener Zeit fest und aufrichtig, die menschliche Gesellschaft könne nicht anders vorwärtskommen, als wenn viele den Wagen ziehen und wenige darin fahren würden. Ja, mehr noch: Man war sogar ehrlich davon überzeugt, dass es nicht möglich sei, das Geschirr, die Kutsche, die Straße oder die Verteilung der Arbeit wesentlich zu verbessern. Die Dinge wären zu allen Zeiten so gewesen und würden auch zu allen Zeiten so bleiben, hieß es. Das sei sehr bedauerlich, könne aber nicht geändert werden, und die Philosophie verbiete, Mitleid für Dinge zu vergeuden, für die es keine Abhilfe gäbe.

Noch merkwürdiger ist die andere Tatsache. Die in dem Wagen Fahrenden hegten nämlich in der Regel die höchst sonderbare Ein-

bildung, dass sie ihren ziehenden Brüdern und Schwestern nicht genau glichen, sondern dass sie aus feinerem Ton wären, gewissermaßen einer höheren Klasse von Wesen angehörten, die mit Fug und Recht Anspruch darauf erheben könnten, gezogen zu werden. Das scheint unbegreiflich, aber da ich einst in dem nämlichen Wagen gefahren bin und die nämliche Einbildung gehabt habe, so darf man mir Glauben schenken. Das Sonderbarste des Wahns aber war dieses: Er befahl sofort die Leute, die eben erst von der Straße auf einen Sitz im Wagen hinaufgeklettert waren und an den Händen noch die Schwielen trugen, die vom Ziehen am Seil herührten. Für diejenigen aber, deren Eltern und Großeltern bereits so glücklich gewesen waren, in der Kutsche zu fahren, war es zu einem unumstößlichen Glaubensartikel geworden, dass sie ganz anderen Wesens seien als die gemeine Masse der Ziehenden. Es liegt auf der Hand, dass eine derartige Einbildung jedes tatkräftige Mitgefühl für die Leiden der Masse in eine kühle, tatlose Sympathie verwandeln musste. Ich berufe mich auf diese Tatsache als auf den einzigen mildernden Umstand zur Erklärung der Gleichgültigkeit, die in der Periode, über die ich schreibe, mein eigenes Verhalten zum Elend meiner Brüder kennzeichnete. Im Jahre 1887 erreichte ich mein dreißigstes Jahr. Ich war noch unverheiratet, jedoch mit Edith Bartlett verlobt. Sie fuhr, wie ich, auf dem Wagen. Mit anderen Worten – um den Vergleich fallen zu lassen, der hoffentlich seinen Zweck erfüllt und dem Leser eine allgemeine Vorstellung von den Gesellschaftsverhältnissen jener Epoche gegeben hat –, ihre Familie war reich. In jener Zeit, wo das Geld allein alles gewährte, was das Leben angenehm machte und für kulturwürdig galt, war es genug, dass ein Mädchen reich war, damit es Freier fand. Edith Bartlett war jedoch nicht nur reich, sondern auch noch schön und anmutig.

Ich weiß recht gut, dass meine Leserinnen gegen diese meine Behauptung protestieren werden. »Hübsch mag sie wohl gewesen sein«, höre ich sie sagen, »allein anmutig nie und nimmer! Wie konnte ein Mädchen in der Kleidung anmutig sein, die in

jenen Tagen Mode war? War damals der Kopf nicht mit einem fußhohen, schwindelerregenden Gebäude bedeckt, und bauschten nicht künstliche Vorrichtungen die Kleider hinten derart auf, dass sie die Gestalt mehr verunzierten als irgendeine frühere Erfindung der Schneiderinnen? Kann man sich denken, dass jemand in einem solchen Kostüm anmutig gewesen wäre?« Der Einwurf ist zutreffend. Ich kann auf ihn nur erwidern, dass sicher und gewiss die Damen des 20. Jahrhunderts holde Beweise dafür sind, wie bedeutend zweckmäßige Gewänder die weibliche Anmut heben. Trotzdem bleibe ich in der Erinnerung an ihre Urgroßmütter bei der Behauptung, dass selbst die unförmlichste Kleidung ihre Schönheit, den Liebreiz des weiblichen Geschlechts, nicht ganz zu entstellen vermochte.

Unsere Hochzeit sollte stattfinden, sobald das Haus fertig geworden war, das ich für uns in einem der gesuchtesten, das will besagen der vornehmsten Stadtteile erbauen ließ. Man muss nämlich wissen, dass damals die Nachfrage nach Wohnungen in den verschiedenen Stadtteilen Bostons nicht von der natürlichen Umgebung abhing, sondern von der Art der Bevölkerung, die in einer Gegend ihren Sitz hatte. Jede Klasse oder Nation wohnte für sich, in ihren eigenen Vierteln. Der Reiche, der unter den Armen, der Gebildete, der unter den Ungebildeten sein Heim hatte, glich einem Menschen, der abgeschieden und einsam unter einer neiderfüllten und fremden Rasse lebte. Als ich den Bau meines Hauses beginnen ließ, hatte ich vorausgesetzt, dass er im Winter 1886 vollendet sein würde. Im Frühling des folgenden Jahres stand das Haus jedoch noch unfertig da, und meine Verheiratung lag noch in der Zukunft. Die Verzögerung war ganz dazu angetan, einen feurigen Verliebten zur Verzweiflung zu bringen. Sie wurde verursacht durch eine Reihe von Streiks, das heißt vereinbarter Arbeitseinstellungen der Maurer, Zimmerleute, Maler, Klempner und anderer Bauhandwerker. Ich erinnere mich nicht mehr der besonderen Ursachen dieser Ausstände. Streiks waren nämlich in jener Zeit so alltäglich geworden, dass man sich gar nicht mehr um ihre besonderen Anlässe

kümmerte. Seit der großen wirtschaftlichen Krise des Jahres 1873 war es ohne Aufhören bald in dem einen, bald in dem anderen Industriezweig zu Ausständen gekommen. Die Dinge hatten sich in der Tat so weit zugespitzt, dass es eine Ausnahme schien, wenn irgendeine Arbeiterkategorie ihrem Beruf länger als etliche wenige Monate hindurch ununterbrochen nachging.

Der Leser, der den angeführten Tatsachen Beachtung geschenkt hat, wird natürlich diese Störungen des gesellschaftlichen Wirtschaftslebens richtig einschätzen. Er wird in ihnen die erste und noch zusammenhanglose Phase der großen Bewegung erkennen, welche schließlich mit der Einführung der modernen Wirtschaftsordnung nebst all ihren sozialen Folgen endete. Bei einem nachträglichen Überblick erscheint dies alles so einfach und klar, dass ein Kind es verstehen könnte. Aber da wir keine Propheten sind, so hatten wir in jenen Tagen keine klare Vorstellung von den kommenden Ereignissen. Wir sahen nur, dass sich das Wirtschaftsleben unseres Landes in einer höchst misslichen Lage befand. Das Verhältnis zwischen Arbeiter und Unternehmer, zwischen Kapital und Arbeit schien in unerklärlicher Weise aus den Fugen gegangen zu sein.

Die Arbeiterklasse war ganz plötzlich und allgemein von einer tiefen Unzufriedenheit mit ihrer Lage erfüllt und von der Überzeugung angesteckt worden, dass diese Lage wesentlich verbessert werden könnte, wenn man nur wüsste, wie das Ding anzufassen sei.

Von allen Seiten wurden einstimmig Forderungen laut nach höherem Lohn, kürzerer Arbeitszeit, besseren Wohnungen, besserer Erziehung sowie einem Anteil an den Annehmlichkeiten des Lebens und der Errungenschaften der Kultur jener Epoche. Lauter Forderungen, deren Erfüllung unmöglich schien, wenn die Gesellschaft nicht um ein Bedeutendes reicher würde, als sie es damals war. Die Arbeiter wussten zwar ungefähr, was sie wollten, allein sie hatten keine Ahnung, wie sie das Gewollte erreichen konnten. Mit freudigem Enthusiasmus scharten sie sich um jeden, der ihnen hierüber irgendeine Aufklärung geben zu können schien. Viele,

die sich gern hervortaten, erhielten in der Folge plötzlich einen großen Ruf als Parteiführer, obgleich gar mancher unter ihnen den Arbeitern äußerst wenig Klarheit über ihre Ziele zu bieten imstande war. Man mochte die Bestrebungen der Arbeiter für noch so sinn- und zwecklos halten, eins musste man anerkennen: Die Hingebung, mit der sie einander bei Streiks unterstützten – ihrer Hauptwaffe im Kampfe –, die Opfer, die sie dabei brachten, ließen keinen Zweifel an ihrem tiefen Ernst. Was das schließliche Ende der Arbeiterunruhen anbetrifft – mit diesem Namen pflegte man nämlich meist die von mir beschriebene Bewegung zu bezeichnen –, so gingen darüber die Meinungen der Leute meiner Klasse weit auseinander, je nach ihrem individuellen Temperament. Der Sanguiniker behauptete nachdrücklichst, es sei nach der Natur der Dinge unmöglich, dass die neuen Hoffnungen der Arbeiter sich jemals verwirklichen könnten, und zwar einfach darum, weil die Welt nicht genug Reichtümer und Möglichkeiten habe, sie zufriedenzustellen. Nur wenn die Massen hart arbeiteten und dürftig lebten, verhungerte die Menschheit nicht ganz und gar. Solange die Gesellschaft als Ganzes genommen so arm bleibe wie bis dahin, sei keine nennenswerte Verbesserung der Lage der Arbeiter möglich. Diese kämpften nicht gegen die Kapitalisten, sie lehnten sich vielmehr gegen Notwendigkeiten auf, die einem eisernen Gürtel gleich die Menschheit zusammenhielten. Es sei nur eine Frage der Zeit, wann die dickköpfige Masse endlich den wahren Sachverhalt erkennen und sich damit zufriedengeben werde, das Unabänderliche zu ertragen.

Leute von weniger sanguinischem Temperament gestanden die Richtigkeit dieser Ausführungen zu, gingen aber in ihren Befürchtungen weiter. Gewiss, meinten, sie, natürliche Gründe sprächen dagegen, dass sich die Bestrebungen der Arbeiter je verwirklichten. Nur sei zu befürchten, dass die Arbeiter selbst diese Tatsache nicht eher einsehen würden, als bis sie die ganze Gesellschaft über den Haufen geworfen hätten. Die Arbeiter seien im Besitz des Stimmrechts und der Macht, die Welt auf den Kopf zu stellen. Ihre Führer

rieten ihnen, ihre Macht zu gebrauchen, und die Arbeiter schickten sich an, das wirklich zu tun. Einige der Schwarzseher gingen so weit zu prophezeien, dass binnen Kurzem der Zusammensturz der sozialen Ordnung da sei. Die Menschheit, schlossen sie, habe die höchste Stufe der Zivilisation erklommen, sie schicke sich nun an, Hals über Kopf ins Chaos hinabzustürzen. Nach diesem Absturz werde sie sich ohne Zweifel wieder erholen, um ihr Kletterwerk an der Leiter der Zivilisation von Neuem zu beginnen. Durch wiederholte derartige Versuche aus der geschichtlichen und vorgeschichtlichen Zeit würden höchstwahrscheinlich die rätselhaften Beulen erklärt, die der menschliche Schädel aufweise. Wie alle großen Bewegungen, so drehe sich auch die Geschichte der Menschheit im Kreise und kehre immer wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurück. Die Vorstellung eines unendlichen Fortschritts in gerader Linie sei ein bloßes Hirngespinnst, das jedes Seitenstück in der Natur entbehre. Die Bahn eines Kometen sei vielleicht das beste Bild des Weges, den die Menschheit durcheile. Aufwärts und sonnenwärts strebe das Menschengeschlecht aus der Nacht der Barbarei zur Sonnenhöhe der Zivilisation, um dann wiederum zum Ausgangspunkt seiner Bahn in die tiefsten Regionen des Chaos herniederzusteigen. Das war selbstverständlich eine extreme Ansicht, allein ich erinnere mich, dass ernste Bekannte in ihren Gesprächen über die Zeichen der Zeit sie vertraten. Es war zweifellos die gang und gäbe Meinung denkender Leute, dass die Gesellschaft einer kritischen Epoche entgegengehe, die tiefgehende Veränderungen mit sich bringen könne. Die Arbeiterunruhen, ihre Ursachen, ihr Verlauf und die Mittel, sie zu verhüten, bildeten das Hauptthema der Erörterungen, die in der Presse und in ernstesten Unterredungen gepflogen wurden. Die nervöse Spannung, die sich der öffentlichen Meinung bemächtigt hatte, fand ihren greifbaren Ausdruck in der Erregung, die das müßige Geschwätz einer Handvoll Leute verursachte, die sich selbst als Anarchisten bezeichneten. Diese bildeten sich nichts Geringeres ein, als das amerikanische Volk durch Androhung von Gewalttätigkeiten so weit terrorisieren zu



können, dass es ihre Ideen annähme. Als ob eine Nation sich je aus bloßer Furcht dazu verstehen würde, eine neue soziale Ordnung einzuführen! Obendrein eine mächtige Nation, die erst vor Kurzem eine Rebellion der Hälfte ihrer Bürger niedergeschlagen hatte, um das herrschende politische Regime aufrechtzuerhalten.

Als reicher Mann, der ein großes Interesse an der Aufrechterhaltung der bestehenden Ordnung hatte, teilte ich natürlich die Befürchtungen meiner Klasse. Ja, zweifelsohne war ich zurzeit, von der ich schreibe, den Bestrebungen der Arbeiter besonders feindlich gesinnt. Der Grund dazu war ein ganz persönlicher: der Aufschub meines Eheglücks infolge der Streiks.

## 2. KAPITEL

### Julian West schläft ein.



er 30. Mai 1887 fiel auf einen Montag. Er gehörte im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zu den alljährlichen Nationalfeiertagen. Er war der sogenannte »Dekorationstag«, der gefeiert wurde, um das Andenken der Soldaten der Nordstaaten zu ehren, die am Kriege für die Erhaltung der Union teilgenommen hatten. Unter militärischem und bürgerlichem Ehrengelait, Musikkorps an der Spitze, pflegten die Veteranen an diesem Tage nach den Kirchhöfen zu ziehen und auf die Gräber ihrer gefallenen Kameraden Blumenkränze niederzulegen. Die Zeremonie war sehr feierlich und ergreifend. Da der älteste Bruder Edith Bartletts im Kriege gefallen war, so hatte die Familie die Gewohnheit, am Dekorationstag seine Ruhestätte in Mount Auburn zu besuchen.

Ich hatte mir die Erlaubnis ausgebeten, sie dorthin begleiten zu dürfen. Als wir gegen Abend in die Stadt zurückkehrten, blieb ich bei der Familie meiner Braut zu Tische. Nachdem die Mahlzeit vorüber war, nahm ich im Salon eine Zeitung zur Hand und las von einem neuen Streik der Bauarbeiter, der wahrscheinlich das

Fertigwerden meines unglückseligen Hauses noch weiter hinauschieben musste. Ich erinnere mich noch deutlich, wie aufgebracht ich darüber wurde. In so kräftigen Ausdrücken, wie sie die Gegenwart von Damen nur gestattete, verwünschte ich die Arbeiter im Allgemeinen und die Streikenden im Besonderen. Die Anwesenden pflichteten mir durchaus bei, und in der folgenden Unterhaltung fielen von allen Seiten solche Bemerkungen über das sittenlose Treiben der aufhetzenden Arbeiteragitatoren, dass diesen Herren die Ohren geklungen haben müssen. Man war sich darin einig, dass die Verhältnisse mit jedem Tag schlimmer würden, sodass niemand wissen könne, wie das alles noch enden werde. »Das Schlimmste ist«, meinte Frau Bartlett, wie ich mich noch deutlich erinnere, »dass es den Anschein hat, als ob die Arbeiterklasse der ganzen Welt mit einem Male verrückt geworden wäre. In Europa stehen die Dinge sogar noch schlimmer als hier. Dort möchte ich um keinen Preis zu leben wagen. Ich fragte neulich meinen Mann, wohin wir eigentlich auswandern sollten, wenn die schrecklichen Ereignisse eintreten würden, die uns von den Sozialisten angedroht werden. Er gab mir zur Antwort, dass er jetzt kein Land mit sicheren gesellschaftlichen Verhältnissen kenne, Grönland, Patagonien und das Chinesische Reich ausgenommen.«

»Die Chinesen«, fügte jemand Frau Bartletts Worten hinzu, »wussten sehr gut, was sie wollten, als sie sich gegen die westliche Zivilisation abschlossen. Sie erkannten weit besser als wir, wozu sie führen muss. Sie sahen voraus, dass die Zivilisation nichts anderes ist als verhülltes Dynamit.« Ich erinnere mich, wie ich darauf Edith beiseitezog und sie zu überreden suchte, dass es besser wäre, wenn wir sofort heirateten, ohne auf die Fertigstellung des Hauses zu warten. Wir könnten ja, meinte ich, solange reisen, bis unser Heim fertig wäre. Edith war an diesem Abend ganz besonders schön. Das schwarze Kleid, das sie des Tages wegen trug, hob die Reinheit ihres Teints in vorteilhafter Weise. Noch heute kann ich mir deutlich vorstellen, wie sie an dem Abend aussah. Als ich mich verabschiedete, begleitete sie mich in die Vorhalle, und ich küsste

sie wie gewöhnlich zum Abschied. Kein einziger ungewöhnlicher Umstand unterschied dieses Auseinandergehen von dem anderer Abende, wo wir für eine Nacht oder einen Tag einander Lebewohl gesagt hatten. Nicht die leiseste Ahnung beschlich unser Gemüt, dass dieser Abschied mehr als ein gewöhnliches Scheiden sei.

Es war noch ziemlich früh für einen Liebenden, als ich meine Verlobte verließ, allein man darf daraus nicht etwa auf geringe Liebe zu Edith schließen. Ich litt nämlich seit Langem an Schlaflosigkeit, und obgleich ich sonst vollkommen gesund war, so fühlte ich mich doch gerade an jenem Tage sehr erschöpft, weil ich die vorausgegangenen beiden Nächte kaum ein Auge geschlossen hatte. Edith wusste dies, und so hatte sie darauf bestanden, mich um neun Uhr nach Hause zu schicken mit der strengen Weisung, sofort zu Bett zu gehen.

Das von mir bewohnte Haus befand sich seit drei Generationen in dem Besitz meiner Familie, deren einziger noch lebender Spross in gerader Linie ich war. Das Haus, ein stattlicher alter Holzbau, war im Innern mit altväterischer Eleganz ausgestattet. Es lag jedoch in einem Viertel, dem die gute Gesellschaft schon seit Langem den Rücken gekehrt hatte wegen der vielen Mietshäuser und Fabriken, die dort emporgeschossen waren. Ich konnte also auch nicht daran denken, eine junge Frau in dieses Haus zu führen, am allerwenigsten aber ein so zartes, feines Geschöpf wie Edith Bartlett. Ich hatte das Haus darum zum Verkauf ausgebaut und benutzte es einstweilen nur zum Schlafen, die Mahlzeiten nahm ich in meinem Klub ein. Nur ein einziger Diener, mein treuer Neger Sawyer, bewohnte mit mir das Haus und sorgte für meine wenigen Bedürfnisse. Eine ganz besondere Einrichtung des Hauses befürchtete ich jedoch künftig in meinem neuen Heim sehr zu vermissen: das Schlafzimmer, das ich mir unter den Grundmauern hatte bauen lassen. Ich hätte unmöglich in der Stadt mit ihrem nicht enden wollenen nächtlichen Lärm schlafen können, wenn mein Zimmer in einem oberirdischen Stockwerk gelegen wäre. In das unterirdische Gemach meines alten Hauses drang kein Laut der Oberwelt. Sobald

ich es betreten und die Tür hinter mir geschlossen hatte, umgab mich Grabesstille. Damit keine Kellerfeuchtigkeit in das Zimmer dringe, hatten die sehr dicken Wände wie der Boden einen Belag von hydraulischem Zement erhalten. Um den Raum feuer- und diebessicher zu machen, sodass ich Wertsachen darin aufbewahren konnte, hatte ich ihn mit hermetisch zusammenschließenden Steinplatten decken lassen, und die eiserne Außentür war mit einer dicken Lage Asbest überzogen. Beständiger Luftwechsel war dem Gemach durch eine dünne Röhre gesichert, die mit einem Windrad auf dem Dache des Hauses in Verbindung stand.

Man sollte meinen, der Bewohner eines solchen Zimmers hätte sich eines guten Schlafes erfreuen müssen. Das war jedoch bei mir nicht der Fall. Es kam sogar da nur selten vor, dass ich zwei Nächte hintereinander gut schlief. Ich war derart an das Wachbleiben gewöhnt, dass ich mir nur wenig daraus machte, wenn ich eine einzige Nacht nicht schlafen konnte. Brachte ich jedoch eine zweite Nacht lesend im Lehnstuhl zu, statt schlafend im Bett, so war ich so erschöpft, dass ich ein ernstes Nervenleiden befürchten musste. Um ihm vorzubeugen, sah ich mich dann gezwungen, meine Zuflucht zu künstlichen Mitteln zu nehmen, um den Schlummer herbeizurufen. Wenn ich mich nach zwei durchwachten Nächten auch in der dritten noch nicht schläfrig fühlte, so schickte ich nach dem Doktor Pillsbury.

Man titulierte Herrn Pillsbury nur aus bloßer Höflichkeit »Doktor«, denn er war, was man zu jener Zeit einen »Naturheilarzt« oder »Quacksalber« zu nennen pflegte. Er selbst legte sich den Titel bei: »Professor des tierischen Magnetismus«. Ich war mit ihm ganz zufällig bekannt geworden bei einigen dilettantischen Untersuchungen über gewisse Erscheinungen des tierischen Magnetismus. Meines Erachtens verstand Doktor Pillsbury absolut nichts von der Medizin, aber er war ein vorzüglicher Magnetiseur. Wenn ich eine dritte schlaflose Nacht befürchtete, so pflegte ich ihn holen zu lassen, damit er mich durch seine Manipulationen einschläferte. Wie groß auch meine nervöse Unruhe, meine geistige Erregung

sein mochten, es gelang doch Doktor Pillsbury jedes Mal, mich nach kurzer Zeit in tiefen Schlaf zu versetzen. Und dieser dauerte so lange, bis ich durch das umgekehrte magnetische Verfahren wieder aufgeweckt wurde. Es war weit einfacher, einen Schlafenden aufzuwecken, als jemand in Schlaf zu versenken, und so hatte ich der Bequemlichkeit halber Doktor Pillsbury meinen Diener Sawyer lehren lassen, wie ich geweckt werden musste. Außer diesem treuen Diener wusste niemand, warum Doktor Pillsbury mich besuchte, und dass er überhaupt zu mir kam. Natürlich würde ich nach der Hochzeit Edith mein Geheimnis mitgeteilt haben. Dies zu tun, hatte ich bisher unterlassen, da der magnetische Schlaf unzweifelhaft mit einer kleinen Gefahr verbunden war. Ich befürchtete daher, dass meine Braut Einspruch gegen meine Gewohnheit erheben würde. Die drohende Gefahr bestand selbstverständlich darin, dass der Schlaf zu tief werden und in einen Starrkrampf übergehen konnte, den der Magnetiseur nicht mehr zu brechen vermochte. Der Schlummer hätte dann mit dem Tod endigen müssen. Wiederholte Versuche hatten mich jedoch davon überzeugt, dass bei den nötigen Vorsichtsmaßregeln diese Gefahr außerordentlich gering war, und so hoffte ich – allerdings nicht mit zu großer Zuversicht – auch Edith davon zu überzeugen. Nachdem ich meine Verlobte verlassen hatte, ging ich geradewegs nach Hause und sandte sofort Sawyer nach Doktor Pillsbury. Unterdessen suchte ich mein unterirdisches Schlafzimmer auf, vertauschte meinen Gesellschaftsanzug mit einem bequemen Schlafrock, setzte mich und begann die Briefe zu lesen, die mit der Abendpost gekommen waren und die Sawyer auf meinen Lesetisch gelegt hatte. Einer von ihnen war von dem Baumeister meines neuen Hauses und bestätigte, was ich infolge der Zeitungsnachrichten schon vermutet hatte. Die neu ausgebrochenen Streiks, so schrieb er mir, machten es ihm für unbestimmte Zeit unmöglich, seine kontraktlichen Verpflichtungen gegen mich einzuhalten. Weder Unternehmer noch Arbeiter würden in dem streitigen Punkte ohne langen Kampf nachgeben. Caligula wünschte bekanntlich dem römischen Volke nur einen

einzigem Kopf, damit er ihn mit einem Streich abschlagen könne. Ich fürchte, dass ich beim Durchlesen des Briefes einen Augenblick lang fähig gewesen bin, der Arbeiterklasse in Amerika auch nur einen einzigen Kopf zu wünschen. Meine trübseligen Betrachtungen wurden durch die Rückkehr Sawyers unterbrochen, der den Doktor mitbrachte.

Mein Diener hatte es nicht leicht gehabt, mir Doktor Pillsburys Hilfe zu verschaffen. Dieser stand nämlich im Begriff, unsere Stadt noch in derselben Nacht zu verlassen. Seit er mich zum letzten Mal gesehen, hatte er von einem einträglichen Tätigkeitsfeld als Magnetiseur in einer entfernten Stadt gehört und sich entschlossen, die gute Gelegenheit schleunigst beim Schopfe zu fassen. Ganz erschreckt durch seine Mitteilung fragte ich, was ich denn ohne ihn anfangen solle, und wer anders als er mich einschläfern könne. Doktor Pillsbury nannte mir die Namen mehrere Magnetiseure in Boston und versicherte, dass sie die gleichen Kräfte besäßen wie er selbst. Dadurch einigermaßen beruhigt, gab ich Sawyer die Weisung, mich am nächsten Morgen um neun Uhr zu wecken. Im Schlafrock legte ich mich dann möglichst bequem aufs Bett und überließ mich den Händen des Magnetiseurs. Mein ungewöhnlich nervöser Zustand bewirkte jedenfalls, dass ich diesmal das Bewusstsein langsamer als gewöhnlich verlor, endlich aber überkam mich doch eine wohltuende Schläfrigkeit.

### 3. KAPITEL

#### Julian Wests Erwachen.



r wird gleich die Augen öffnen. Es ist besser, wenn er zuerst nur einen von uns sieht.«

»Versprich mir also, dass du ihm nichts sagen wirst.«

Die erste Stimme war die eines Mannes, die zweite die einer Frau, beide sprachen flüsternd miteinander.

»Ich will abwarten, wie es mit ihm geht«, antwortete der Mann.

»Nein, bitte, versprich es mir«, bat eindringlich die Frauenstimme.

»Lass ihr doch den Willen«, flüsterte eine dritte Stimme, ebenfalls die einer Frau.

»Gut, gut, ich verspreche es also«, erwiderte der Mann. »Aber schnell, entfernt euch. Er kommt schon zu sich.« Ich hörte Kleider rauschen und schlug die Augen auf. Ein stattlicher Mann von ungefähr sechzig Jahren beugte sich über mich. Auf seinen Zügen lag ein Gemisch von großem Wohlwollen und lebhafter Neugierde. Der Mann war mir völlig fremd. Ich richtete mich halb auf, stützte mich auf den Ellbogen und schaute mich um. Das Zimmer war leer. Ich konnte schwören, dass ich nie zuvor darin gewesen war oder in einem ähnlich möblierten Gemach. Meine Blicke wanderten zu meinem Gefährten zurück. Dieser lächelte.

»Wie fühlen Sie sich?«, erkundigte er sich.

»Wo bin ich?«, fragte ich zurück.

»In meinem Hause«, lautete die Antwort.

»Wie kam ich hierher?«

»Darüber werden wir erst sprechen, wenn Sie etwas kräftiger sind. Sie befinden sich bei Freunden und in guten Händen. Wie fühlen Sie sich?«

»Ein wenig seltsam«, erwiderte ich, »aber mir scheint, dass ich ganz wohl bin. Wollen Sie mir gütigst erklären, wie es kommt, dass ich Ihre Gastfreundschaft genieße? Was ist mit mir geschehen? Wie bin ich hierhergekommen? Es war mein eigenes Haus, in dem ich einschliefe.«

»Zu Erklärungen haben wir noch später genug Zeit«, erwiderte mein unbekannter Wirt mit einem beruhigenden Lächeln. »Es ist besser, vorerst jedes aufregende Gespräch zu vermeiden, bis Sie sich etwas erholt haben werden. Nehmen Sie, bitte, einige Schlucke von dieser Medizin, sie wird Ihnen guttun. Ich bin Arzt.«

Ich stieß das Glas zurück und setzte mich aufrecht auf mein Lager. Es fiel mir nicht leicht, denn mir war gar sonderbar schwindlig zumute.

»Ich bestehe darauf, sofort zu erfahren, wo ich bin und was Sie mit mir gemacht haben«, sagte ich.

»Lieber Herr«, antwortete mein Gefährte, »ich bitte Sie, regen Sie sich nicht auf. Ich möchte, dass Sie jetzt noch nicht auf Erklärungen bestehen. Allein, wenn Sie durchaus sofort Auskunft haben wollen, so werde ich Sie zufriedenzustellen suchen. Nur sollen Sie zuerst diesen Trunk nehmen, der Sie kräftigen wird.«

Daraufhin trank ich, was er mir anbot.

»Ihnen zu erklären, wie Sie hierhergekommen sind«, hub mein Gefährte an, »das ist nicht so leicht, wie Sie offenbar meinen. Sie können mir genauso viel darüber erzählen wie ich Ihnen. Sie sind soeben aus einem tiefen Schlaf erwacht oder richtiger: aus einem Starrkrampf. Das ist alles, was ich Ihnen sagen kann. Sie versicherten soeben, dass Sie in Ihrem eigenen Hause eingeschlafen wären. Darf ich fragen, wann das war?«

»Wann?«, erwiderte ich, »wann? Nun, gestern Abend natürlich, gegen zehn Uhr. Ich hatte meinem Diener Sawyer Weisung gegeben, mich früh neun Uhr zu wecken. Was ist aus Sawyer geworden?«

»Das kann ich Ihnen nicht genau sagen«, antwortete mein Gefährte, während er mich sonderbar prüfend ansah. »Aber ich bin sicher, dass seine Abwesenheit einen triftigen Entschuldigungsgrund hat. Und könnten Sie mir nun nicht genauer angeben, wann Sie in Ihren Schlaf verfielen? Ich meine das Datum.«

»Gestern Abend natürlich! Wie ich Ihnen schon sagte. Gestern Abend, das heißt, wenn ich nicht etwa einen ganzen Tag verschlafen habe. Guter Gott, sollte das möglich sein! Und doch habe ich ein seltsames Gefühl, als ob ich sehr lange geschlafen hätte! Es war am Dekorationstag, als ich mich schlafen legte.«

»Am Dekorationstag?«

»Jawohl, Montag, den Dreißigsten.«

»Verzeihung, welchen Dreißigsten?«

»Nun, den Dreißigsten dieses Monats natürlich, wenn ich nicht etwa gar bis in den Juni hinein geschlafen habe. Aber das ist ja ganz unmöglich.«



»Wir haben jetzt September.«

»September! Sie wollen doch nicht etwa sagen, dass ich seit Mai geschlafen habe! Himmel, das ist ja unglaublich.«

»Wir werden sehen«, versetzte mein Gefährte. »Sie sagen also, dass Sie sich am 30. Mai schlafen legten?«

»Jawohl.«

»Darf ich fragen, in welchem Jahre das war?«

Ich starrte den Mann einige Augenblicke lang sprachlos an.

»In welchem Jahre?«, wiederholte ich dann mit schwacher Stimme.

»Ja, bitte, in welchem Jahre. Nachdem Sie mir das gesagt haben, werde ich imstande sein, Ihnen zu sagen, wie lange Sie geschlafen haben.«

»Es war im Jahre 1887«, sagte ich.

Mein Gefährte nötigte mir noch einen Schluck des Trankes auf und fühlte mir den Puls.

»Mein lieber Herr«, sagte er mir, »Ihr Benehmen lässt darauf schließen, dass Sie ein Mann von Bildung sind. Wie ich wohl weiß, war Bildung zu Ihrer Zeit durchaus nichts so Selbstverständliches wie in unseren Tagen. Als Gebildeter werden Sie wohl schon selbst die Beobachtung gemacht haben, dass in dieser Welt das eine nicht wunderbarer genannt werden kann als das andere. Alle Erscheinungen haben gleicherweise erklärliche Ursachen und gleicherweise natürliche Wirkungen. Was ich Ihnen mitzuteilen habe, wird Sie sicherlich in Erstaunen setzen. Allein ich hoffe zuversichtlich, dass es Ihre Gemütsruhe nicht allzu sehr erschüttern wird. Ihrem Aussehen nach sind Sie ein junger Mann von kaum dreißig Jahren, und Ihr Befinden scheint sich nicht viel von dem jemandes zu unterscheiden, der soeben aus einem zu langen und tiefen Schlaf erwacht ist. Und doch schreiben wir heute den 10. September des Jahres 2000, und Sie haben genau gerechnet einhundertdreizehn Jahre, drei Monate und elf Tage geschlafen.«

Ich fühlte mich wie betäubt und nahm auf das Zureden meines Gefährten einen Trank zu mir, den er mir in einer Tasse reichte.

Gleich darauf wurde ich müde und sank abermals in einen tiefen Schlaf.

Als ich die Augen wieder aufschlug, flutete helles Tageslicht durch das Zimmer, das bei meinem ersten Erwachen künstlich beleuchtet gewesen war. Mein geheimnisvoller Wirt saß neben mir. In dem Augenblick, wo ich munter ward, schaute er mich nicht an. So hatte ich die beste Gelegenheit, ihn zu beobachten und über meine ungewöhnliche Lage nachzudenken, ehe er mein Wachsein bemerkte. Mein Schwindel war vorüber und mein Geist vollkommen klar. Nun fiel mir die Behauptung wieder ein, dass ich einhundertdreizehn Jahre geschlafen haben sollte. Schwach und verwirrt, wie ich bei meinem ersten Erwachen gewesen war, hatte ich sie ohne langes Fragen hingenommen. Jetzt aber erschien sie mir nur als ein alberner Versuch, mich zu täuschen. Den Grund dafür vermochte ich allerdings nicht im entferntesten zu erraten.

Etwas Außergewöhnliches musste sicherlich geschehen sein. Wie hätte ich sonst in einem fremden Hause, in Gesellschaft eines Fremden erwachen können? Nur erwies sich meine Phantasie als unvermögend, es weiter als zu den ausschweifendsten Vermutungen über dieses außergewöhnliche Etwas zu bringen. Sollte ich vielleicht das Opfer einer Verschwörung geworden sein? Es sah ganz danach aus. Wenn aber menschlichen Gesichtszügen zu trauen war, so durfte ich sicher sein, dass der neben mir sitzende Mann mit dem edlen, geistvollen Antlitz unmöglich an einem verbrecherischen Tun teilhaben konnte. Nun kam mir eine andere Vermutung. War ich nicht vielleicht der Gegenstand eines groben Scherzes meiner Freunde geworden? Sie konnten zufällig hinter das Geheimnis meines unterirdischen Zimmers gekommen sein und hatten mir die Gefahren des magnetischen Schlafes zu Gemüte führen wollen. Doch kam mir die Vermutung bald höchst unwahrscheinlich vor: Sawyer würde mich nie und nimmer verraten haben, auch besaß ich keine Freunde, denen ich die Sache zutrauen konnte. Trotz allem erschien die Annahme am begründetsten, dass ich das Opfer eines derben Scherzes geworden sei. Indem ich halb und

halb erwartete, ein bekanntes Gesicht lachend hinter einem Stuhl oder Vorhang hervorlugen zu sehen, schaute ich mich aufmerksam im Zimmer um. Als meine Augen wieder auf meinem Gefährten haften blieben, waren dessen Blicke auf mich gerichtet.

»Sie haben ein schönes Schläfchen von zwölf Stunden gemacht«, sagte er heiter, »und ich finde, dass es Ihnen gut bekommen ist. Sie sehen viel besser aus. Ihre Gesichtsfarbe ist frisch, und Ihre Augen sind klar. Wie befinden Sie sich?«

»Ich habe mich nie wohler befunden als jetzt«, erwiderte ich, indem ich mich aufrichtete.

»Sie erinnern sich ohne Zweifel noch Ihres ersten Erwachens«, fuhr mein Gefährte fort, »und Ihres Erstaunens, als ich Ihnen sagte, wie lange Sie geschlafen hätten?«

»Wenn ich mich recht erinnere, so sagten Sie, ich hätte einhundertdreizehn Jahre geschlafen.«

»Ganz recht.«

»Sie werden zugeben«, sagte ich ironisch lächelnd, »dass die Geschichte ziemlich unwahrscheinlich klingt.«

»Ungewöhnlich ist sie auf jeden Fall, das gebe ich gern zu«, antwortete er, »allein gewisse Umstände vorausgesetzt ist sie weder unwahrscheinlich noch unvereinbar mit dem, was wir über den Starrkrampf wissen. Wenn dieser, wie in Ihrem Falle, ein vollständiger ist, so sind auch die Funktionen des Lebens vollständig aufgehoben. Die Gewebe werden dann nicht verbraucht. Der Scheintod kann in solchem Falle unbestimmt lange Zeit dauern, wenn nur der Körper durch äußere Umstände gegen Verletzungen geschützt ist. Ihr Starrkrampf ist allerdings der längste, von dem man je Genaueres gehört hat. Mir ist jedoch kein Grund bekannt, weshalb Sie nicht in Ihrem Zustand unterbrochenen Lebens hätten noch weiter verharren können, immer vorausgesetzt, dass das Zimmer unbeschädigt geblieben wäre, in dem wir Sie aufgefunden haben. Ihr Scheintod konnte unter diesen Bedingungen dauern, bis nach zahllosen Jahrtausenden die allmähliche Erkaltung der Erde die Gewebe Ihres Körpers zerstört und den Geist in Freiheit gesetzt hätte.«

Ich musste mir eines sagen. War ich wirklich das Opfer eines Scherzes geworden, so hatten seine Anstifter einen Mann zum Helfershelfer gewählt, der diese Täuschung bewundernswert durchführte. Die eindringliche und sogar beredte Art und Weise meines Gefährten hätte selbst die Behauptung überzeugend erscheinen lassen, dass der Mond ein großer Käse sei. Ich hatte seine Theorie über den Starrkrampf mit einem Lächeln des Zweifels aufgenommen, das schien ihn jedoch nicht im Geringsten irrezumachen.

»Vielleicht«, sagte ich, »werden Sie so freundlich sein, mit Ihren Erklärungen fortzufahren und mir etliche Einzelheiten über die Umstände zu erzählen, unter denen Sie das bewusste Zimmer samt seinem Inhalt entdeckt haben. Es macht mir Vergnügen, gut erfundenen Märchen zu lauschen.«

»In dem vorliegenden Falle«, antwortete der Herr mir ernst, »könnte kein Märchen so seltsam sein, wie die Wahrheit es ist. Sie müssen wissen, dass ich mich schon seit vielen Jahren mit dem Plane trug, in dem großen Garten neben diesem Hause ein Laboratorium für chemische Versuche zu bauen, für die ich große Vorliebe habe. Vergangenen Donnerstag begannen wir endlich damit, den Keller zu graben. Am Abend waren wir damit fertig, und Freitag sollten die Maurer kommen. Donnerstagnacht regnete es in Strömen, sodass ich Freitag früh meinen Keller als Froschteich und die Grundmauern abgespült fand. Meine Tochter betrachtete mit mir zusammen den Schaden und machte mich auf ein Stück Mauerwerk aufmerksam, das durch die Abspülung einer Kellerwand bloßgelegt worden war. Ich scharrrte noch mehr Erde von dem Gemäuer herunter; es schien ziemlich umfangreich zu sein, und so beschloss ich, es zu untersuchen. Die Arbeiter, die ich holen ließ, gruben ein längliches Gewölbe aus. Es lag ungefähr acht Fuß tief unter der Erdoberfläche und war offenbar in die eine Ecke vom Fundament eines alten Hauses hineingebaut gewesen. Dieses Haus musste durch Feuer zerstört worden sein. Darauf ließ eine Schicht Asche und Kohle schließen, die auf der Decke des Gewölbes lagerte. Dieses selbst war durchaus gut erhalten, der Zement noch so fest, als ob er

neu wäre. Es hatte eine Türe, die wir jedoch nicht aufbrechen konnten. Um in das Gewölbe zu gelangen, mussten wir einige große Quadersteine der Bedachung ausheben. Eine dumpfe Luft schlug uns entgegen, die aber rein, trocken und nicht kalt war. Mit einer Laterne ausgerüstet stieg ich in das Gewölbe hinab und befand mich in einem Schlafzimmer, das im Stile des 19. Jahrhunderts möbliert war. Auf dem Bette lag ein junger Mann. Die Annahme drängte sich natürlich auf, dass er tot war und schon seit hundert Jahren tot sein musste. Allein sein Körper war so außerordentlich wohlherhalten, dass es meine tiefe Verwunderung erregte wie die einiger Kollegen, die ich hatte rufen lassen. Wir würden es nicht für möglich gehalten haben, dass die Kunst des Einbalsamierens je einen so hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hätte. Jetzt aber lag allem Anschein nach ein überzeugender Beweis vor unseren Augen, dass unsere nächsten Vorfahren in ihr Großes geleistet hatten. Die Wissbegierde meiner Kollegen war aufs Höchste erregt worden. Sie wollten sofort Versuche anstellen, um sich über die Natur des angewandten Verfahrens Klarheit zu verschaffen. Ich hielt sie davon zurück. Der Grund, der mich dabei leitete, oder wenigstens der einzige Grund, den ich jetzt zu erwähnen brauche, war die Erinnerung daran, dass ich früher einmal gelesen, wie viel sich Ihre Zeitgenossen mit tierischem Magnetismus beschäftigt hatten. Es kam mir der Gedanke, dass Sie möglicherweise in einem Starrkrampf lägen, dass das Geheimnis Ihres unversehrten Körpers nicht die Kunst des Einbalsamierens, sondern das Leben sei. Mir selbst erschien diese Idee so überaus phantastisch, dass ich sie nicht einmal anzudeuten wagte, um mich nicht dem Spotte meiner Kollegen auszusetzen. Ich schützte irgendeinen Vorwand vor, damit die beabsichtigten Versuche hinausgeschoben wurden. Kaum hatten mich jedoch meine Kollegen verlassen, so begann ich mit systematischen Wiederbelebungsversuchen, deren Erfolg Ihnen bekannt ist.«

Selbst wenn der Inhalt der Erzählung noch unglaublicher gewesen wäre, so hätten doch ihre Einzelheiten zusammen mit der

eindringlichen Art und der Persönlichkeit des Sprechers jeden Zuhörer stutzig gemacht. Ein sonderbares Gefühl beschlich mich, als ich nach dem Schlusse seiner Rede zufällig und flüchtig mein Bild in einem Spiegel erblickte, der an der Wand hing. Ich stand auf und ging auf ihn zu. Das Gesicht, das ich sah, war auf ein Haar dasselbe, schaute auch nicht um einen Tag älter aus als das Antlitz, das ich erblickt hatte, als ich an jenem Dekorationstag meine Halsbinde knüpfte, ehe ich zu Edith ging. Und doch wollte dieser Herr mir weismachen, dass seitdem hundertunddreizehn Jahre verflossen seien. Bei diesem Gedanken kam es mir aufs Neue zum Bewusstsein, wie ungeheuerlich der Schwindel war; zu dessen Opfer man mich auserkoren hatte. Heftiger Zorn ergriff mich, als ich mir vorstellte, wie unerhört rücksichtslos, ja frech man gegen mich handelte.

»Sie sind wahrscheinlich erstaunt«, sagte mein Gefährte, »dass Ihr Aussehen unverändert geblieben ist, obgleich Sie heute über hundert Jahre älter sind als an dem Tage, da Sie sich in Ihrem unterirdischen Gemach schlafen legten. Das darf Sie nicht verwundern. Gerade weil die Funktionen Ihres Organismus vollständig unterbrochen waren, haben Sie diese lange Zeit überlebt. Hätte Ihr Körper während des Starrkrampfes die geringste Veränderung erfahren, so wäre er längst der Auflösung verfallen.«

»Mein Herr«, erwiderte ich, mich zu dem Sprechenden wendend, »ich sehe mich völlig außerstande, den Grund zu erraten, der Sie veranlasst, mir mit ernster Miene dies wunderbare Märchen zu erzählen. Aber Sie sind sicherlich selbst klug genug, um zu verstehen, dass nur ein Dummkopf sich dadurch anführen lassen könnte. Ersparen Sie mir jeden weiteren kunstvoll ausgeklügelten Unsinn, und sagen Sie mir ein für alle Mal, ob Sie sich weigern, mir eine vernünftige Erklärung zu geben, wo ich mich befinde, und wie ich hierhergekommen bin. Wenn nicht, so werde ich mir selbst hierüber Klarheit verschaffen, wer immer mich auch daran zu hindern suchen wird.«

»Sie glauben mir also nicht, dass wir das Jahr 2000 schreiben?«

»Halten Sie es wirklich noch für nötig, mich danach zu fragen?«, erwiderte ich.

»Nun«, versetzte mein seltsamer Wirt, »da ich Sie nicht zu überzeugen vermag, so sollen Sie sich selbst überzeugen. Fühlen Sie sich stark genug, mir die Treppe hinauf zu folgen?«

»Ich bin so stark, wie ich nur jemals gewesen bin«, versetzte ich ärgerlich, »und ich werde es vielleicht zu beweisen haben, wenn dieser Scherz noch viel länger dauern sollte.«

»Ich bitte Sie, mein Herr«, gab mir mein Gefährte zur Antwort, »seien Sie nicht allzu fest davon überzeugt, dass Sie das Opfer eines tollen Streiches sind. Der Rückschlag könnte sonst zu überwältigend auf Sie wirken, sobald Sie sich von der Wahrheit meiner Behauptungen überzeugt haben.«

Der teilnehmende, mitleidvolle Ton, mit dem er dies sagte, sowie das Ausbleiben auch des leisesten Zeichens von Unwillen über meine gereizten Worte dämpften merkwürdig meine Empörung. Mit außerordentlich widerspruchsvollen Empfindungen folgte ich dem Herrn aus dem Zimmer. Er führte mich zwei Treppen und noch einige Stufen hinauf. Wir traten auf das flache Dach des Hauses, das, von einem Geländer umgeben, einen weiten Ausblick gewährte. »Sehen Sie sich gefälligst um«, sagte mein Begleiter, »und sagen Sie mir, ob die Stadt zu unseren Füßen das Boston des 19. Jahrhunderts ist.«

Unter mir breitete sich eine große Stadt aus. Lange, breite Straßen, von Bäumen beschattet und mit prachtvollen Gebäuden eingefasst, zogen nach allen Richtungen. Die Häuser standen meist nicht in ununterbrochener Flucht nebeneinander, sondern einzeln, in größeren oder kleineren umzäunten Gärten. Jedes Stadtviertel hatte stattliche offene Plätze; sie waren mit Bäumen bepflanzt, zwischen denen im Abendsonnenschein Statuen und Springbrunnen leuchteten. Überall ragten mit ihren stolzen Säulen öffentliche Gebäude empor von riesenhaftem Umfang und einer architektonischen Großartigkeit, die zu meiner Zeit nicht ihresgleichen gehabt hatte. Gewiss: Nie in meinem Leben hatte ich diese Stadt gesehen oder eine andere, die

mit ihr zu vergleichen gewesen wäre. Ich ließ meine Blicke endlich nach Westen zum Horizont schweifen. War das blaue Band, das sich gegen Sonnenuntergang zu schlängelte, nicht der Charlesfluss mit seinen vielen Windungen? Ich blickte gen Osten. Vor mir dehnte sich der Bostoner Hafen, wie sonst von seinen Landzungen umschlossen. Nicht eines seiner grünen Inselchen fehlte.

Nun wusste ich, dass mir die Wahrheit über das wunderbare Geschick gesagt worden war, das mich betroffen hatte.

#### 4. KAPITEL

### Die Familie Dr. Leetes



ch wurde nicht ohnmächtig, als ich jedoch versuchte, mir meine Lage deutlich vorzustellen, befiel mich ein Schwindel. Mein Gefährte musste mich kräftig stützen, als er mich vom Dache in ein geräumiges Zimmer des obersten Stockwerkes führte. Hier nötigte er mich, ein oder zwei Gläser guten Weines zu trinken und mit ihm zusammen ein leichtes Mahl einzunehmen.

»Ich hoffe, nun wird Ihnen wieder ganz wohl«, sagte er heiter. »Ich würde kein so starkes Mittel gewählt haben, um Sie zu überzeugen, wenn Sie mich nicht dazu gezwungen hätten. Übrigens ist Ihr Verhalten unter den obwaltenden Umständen nur zu entschuldbar. Ich gestehe«, fügte er lachend hinzu, »dass ich einen Augenblick lang fürchtete, von Ihnen zu Boden geschlagen zu werden, wie man dies wohl im 19. Jahrhundert zu tun pflegte. Ich erinnere mich, dass die Bostoner Ihrer Zeit berühmte und stets bereite Raufbolde waren. Da hielt ich es für ratsam, Sie so rasch wie möglich von der Wahrheit meiner Erzählung zu überzeugen. Ich denke, Sie werden mich jetzt gern von der Beschuldigung freisprechen, als hätte ich Ihnen einen Streich spielen wollen.«

»Jetzt würde ich Ihnen glauben, und wenn Sie versicherten, dass statt hundert Jahre tausend verflossen seien, seitdem ich diese Stadt



zum letzten Male erblickte«, antwortete ich, tief bewegt von den auf mich einstürmenden Eindrücken.

»Nur ein Jahrhundert ist seitdem verstrichen«, versetzte mein Gefährte, »allein manches Jahrtausend der Weltgeschichte hat weniger außerordentliche Wandlungen gesehen.«

Indem er mir mit unwiderstehlicher Herzlichkeit die Hand entgegenstreckte, fügte er hinzu: »Und nun heiße ich Sie im Boston des 21. Jahrhunderts und in diesem Hause herzlich willkommen. Mein Name ist Leete; Doktor Leete werde ich gewöhnlich genannt.«

»Mein Name ist Julian West«, erwiderte ich, während ich seine Hand schüttelte.

»Es freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr West«, antwortete er. »Da, wie Sie sehen, dieses Haus anstelle des Ihrigen gebaut worden ist, so hoffe ich, dass es Ihnen nicht schwerfallen wird, sich darin heimisch zu fühlen.«

Nachdem ich mich erfrischt hatte, nahm ich dankbar Doktor Leetes Anerbieten an, zu baden und die Kleider zu wechseln.

Allem Anschein nach gehörten große Veränderungen in der männlichen Tracht nicht zu den bedeutsamen Wandlungen, von denen mein Wirt gesprochen hatte. Abgesehen von wenigen Einzelheiten bereiteten mir meine neuen Kleidungsstücke nicht die geringste Verlegenheit.

Physisch war ich nun wieder ich selbst. Aber wie es geistig um mich stand, möchte der Leser ohne Zweifel wissen. Welches waren meine Empfindungen und Gedanken, als ich mich so plötzlich in eine neue Welt verschlagen fand? Als Antwort stelle ich ihm eine Gegenfrage: Wie würde es wohl in ihm ausschauen, wenn er sich in einem Nu von der Erde sagen wir in das Paradies oder in den Hades versetzt wüsste?

Würden seine Gedanken sogleich zur Erde zurückkehren, die er doch eben erst verlassen hat, oder würde er nicht über dem begreiflichen Interesse an seiner neuen Umgebung sein früheres Leben eine Weile fast vergessen, um erst später seiner wieder zu gedenken? Ich kann nur sagen, dass die letztere Annahme die rich-

tige sein müsste, vorausgesetzt, dass seine seelische Verfassung auch nur entfernt der meinen gleichen würde, als ich mich so mit einem Schlage aus der alten in eine neue Welt versetzt sah. Nachdem der erste überwältigende Eindruck sich gelegt hatte, bemächtigten sich Erstaunen und Neugierde über meine neue Umgebung meines Geistes und ließen keinen Raum für andere Gedanken. Die Erinnerung an mein früheres Leben war für den Augenblick wie ausgelöscht.

Kaum fühlte ich mich dank der gütigen Fürsorge meines Wirtes munter und kräftig, so empfand ich das brennende Verlangen, auf das Dach des Hauses zurückzukehren: Bald darauf saßen wir dort, in bequeme Stühle zurückgelehnt. Unter uns breitete sich ringsum die Stadt vor unseren Blicken aus. Doktor Leete beantwortete meine zahlreichen Fragen über alte Eigentümlichkeiten der Stadt, die ich vermisste, und neue, die an ihre Stelle getreten waren. Dann wollte er wissen, welcher Unterschied zwischen der alten und neuen Stadt mir am meisten auffiele.

»Um mit Kleinem zu beginnen«, erwiderte ich, »so glaube ich, dass das Fehlen der Schornsteine und jeglichen Rauches mir zuerst als Besonderheit aufgefallen ist.«

»Ach«, rief mein Gefährte lebhaft interessiert aus, »ich dachte gar nicht mehr an die Schornsteine, es ist schon lange her, dass sie außer Gebrauch gekommen sind. Seit fast hundert Jahren ist das rohe Verbrennungsverfahren veraltet, mittels dessen man zu Ihrer Zeit Wärme erzeugte.«

»Was mir im Allgemeinen an der Stadt am meisten auffällt«, sagte ich, »das ist der große Volkswohlstand, den ihre Pracht beweist.«

»Ich gäbe viel darum, einen Blick auf das Boston Ihrer Tage werfen zu können«, versetzte Doktor Leete. »Wie ich aus Ihren Worten schließe, schauten ohne Zweifel die Städte jener Zeit recht armselig aus. Wenn man damals auch genug Geschmack besessen hätte – und ich bin nicht so unhöflich, dies infrage zu stellen –, um glänzende Städte bauen zu können, so hätten doch die Mittel dazu gefehlt. Sie konnten nicht vorhanden sein bei der allgemeinen

Armut, die die Folge der absonderlichen Wirtschaftsordnung Ihrer Zeit war. Außerdem ließ der damals herrschende übergroße Individualismus keinen starken Gemeinsinn aufkommen. Es scheint, dass der ganze vorhandene Reichtum fast ausschließlich für Zwecke des privaten Luxus vergeudet wurde. Heutzutage wird im Gegenteil der überschüssige gesellschaftliche Reichtum am liebsten für die Verschönerung der Stadt verwendet, weil an ihr alle in gleichem Maße ihre Freude haben.«

Die Sonne begann sich zu neigen, als wir auf das Dach des Hauses zurückkehrten, und während unseres Gesprächs senkte sich allmählich die Nacht auf die Stadt.

»Es wird spät«, sagte Doktor Leete. »Lassen Sie uns hinabgehen; ich möchte Ihnen meine Frau und meine Tochter vorstellen.«

Seine Worte brachten mir die weiblichen Stimmen in Erinnerung, die ich um mich flüstern gehört hatte, als mir das Bewusstsein zurückgekommen war. Ich stimmte dem Vorschlag lebhaft zu, denn ich war sehr neugierig, wie die Damen des Jahres 2000 aussähen. Das Zimmer, in dem wir die Gattin und Tochter meines Wirtes antrafen, war von einem milden Licht erfüllt, wie das Innere des ganzen Hauses überhaupt. Ich war sicher, dass es künstliches Licht sein musste, obgleich ich die Quelle nicht entdecken konnte, von der es ausstrahlte. Frau Leete war eine ausnehmend stattliche, wohlerhaltene Dame, die ungefähr das Alter ihres Gatten haben mochte. Ihre Tochter stand in der ersten jungfräulichen Blüte, sie war das schönste Mädchen, das ich je gesehen hatte. Ihr Antlitz mit den tiefblauen Augen, dem zarten Teint und vollendet schönen Zügen war geradezu bezaubernd. Aber selbst wenn ihr Gesicht besonderer Reize ermangelt hätte, so würde ihr doch der tadellose Wuchs einen Platz unter den Schönheiten des 19. Jahrhunderts gesichert haben. Weibliche Zartheit und Anmut paarten sich in dem lieblichen Geschöpf herrlich mit Gesundheit und reicher Lebenskraft, Eigenschaften, die nur zu oft den jungen Damen gefehlt hatten, mit denen allein ich sie vergleichen konnte. Doktor Leetes Tochter hieß Edith, wie meine Braut. Das war ein sonder-

barer Zufall, der zwar, verglichen mit der allgemeinen Seltsamkeit meiner Lage, nur geringfügig schien, mir aber trotzdem auffiel.

Der nun folgende Abend steht sicherlich in der Geschichte des geselligen Verkehrs einzig da. Wollte man jedoch annehmen, dass unsere Unterhaltung besonders gezwungen und schwierig gewesen wäre, so würde man sich irren. Ich glaube wirklich, dass die Menschen sich unter sogenannten unnatürlichen, das heißt ungewöhnlichen Umständen am allernatürlichsten benehmen. Solche Umstände verbannen zweifellos geradezu alles Gekünstelte. Jedenfalls weiß ich, dass meine Unterhaltung mit den Vertretern einer anderen Zeit und Welt sich durch so edle Aufrichtigkeit und Freimütigkeit auszeichnete, wie sie nur selten die Frucht einer langen Bekanntschaft ist. Ohne Zweifel trug der feine Takt meiner Gastfreunde viel dazu bei. Natürlich konnten wir uns von nichts anderem unterhalten als von dem seltsamen Ereignis, das mich unter sie geführt hatte. Da jedoch meine Wirte ihr Interesse daran offen und gerade aussprachen, so ward der Gegenstand zu einem guten Teil des Wunderbaren und Unheimlichen entkleidet, das so leicht die Oberhand hätte gewinnen können. Ihr Takt war so vollendet, dass man sich versucht fühlen konnte zu glauben, es sei etwas Alltägliches für sie, sich mit Leuten zu unterhalten, die aus einem anderen Jahrhundert zu ihnen verschlagen wurden.

Was mich selbst anbetrifft, so kann ich mich nicht erinnern, dass mein Geist je lebendiger und schärfer, meine seelische Empfänglichkeit feiner und tiefer gewesen wäre als an jenem Abend. Natürlich will ich damit nicht sagen, dass mich das Bewusstsein meiner wunderbaren Lage auch nur für einen Augenblick verlassen hätte. Es äußerte sich jedoch besonders in einer fieberhaft gehobenen Stimmung, in einer Art geistigen Rausches.<sup>1</sup>

Edith Leete beteiligte sich nur wenig an der Unterhaltung; aber wenn hin und wieder ihre Schönheit mit magnetischer Gewalt meine Blicke auf sich zog, so fand ich, dass ihr Auge unverwandt, wie selbstvergessen, fast wie verzaubert, an mir hing. Offenbar hatte ich ihr Interesse im höchsten Grade erregt, und wenn sie

ein Mädchen mit reicher Phantasie war, so konnte das wahrhaftig nicht wundernehmen. Wohl musste ich denken, dass Neugierde der Hauptgrund ihres Interesses war, allein das hätte keinen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, würde Edith Leete weniger schön gewesen sein. Doktor Leete sowohl wie die Damen schienen sich ungemein für meine Schilderung der Umstände zu interessieren, unter denen ich mich in meinem unterirdischen Zimmer zur Ruhe begeben hatte. Alle hatten ihre Vermutungen, wie es wohl gekommen sein möge, dass man mich dort vergessen konnte. Schließlich einigten wir uns in einer Annahme, die eine recht plausible Erklärung hierfür bot, obgleich natürlich niemand sagen konnte, ob diese Annahme in allen ihren Einzelheiten zutraf. Die über dem Gewölbe gefundene Aschenschicht bewies, dass das Haus niedergebrannt war. Nehmen wir an, dass die Feuersbrunst in der nämlichen Nacht ausbrach, in der ich einschlief. Wir brauchen dann nur noch vorauszusetzen, dass Sawyer bei dem Brande oder durch einen damit zusammenhängenden Unfall das Leben verlor, das Weitere ergibt sich hieraus von selbst. Niemand außer ihm und Doktor Pillsbury wusste von dem Vorhandensein des Gemachs und meinem Schläfe darin. Doktor Pillsbury war aber noch in der nämlichen Nacht nach New Orleans übergesiedelt und hatte wahrscheinlich nie von der Feuersbrunst gehört. Meine Freunde und die Öffentlichkeit mussten folglich denken, dass ich meinen Tod in den Flammen gefunden hätte. Sogar eine Ausgrabung der Trümmer – sofern sie nicht sehr gründlich gewesen wäre – würde nicht zur Entdeckung des geheimen Gemachs unter den Grundmauern geführt haben. Eine gründliche Ausgrabung wäre allerdings nötig geworden, wenn man das Grundstück bald nach dem Brande wieder bebaut hätte. Die unruhigen Zeiten und die ungünstige Lage hatten jedoch wahrscheinlich einen Neubau verhindert. Aus der Größe der Bäume, die jetzt in seinem Garten an der Stelle meines Hauses standen, schloss Doktor Leete, dass der Boden dort seit mehr als einem halben Jahrhundert unbebaut geblieben war.